Gb III 45

Riedel

H. 1.
o. b
701

F: Columbanus

Ueber das

Publicum

ad usum

F. Columbani Rößer.

Briefe

an einige Glieder

deſſelben

von

Friedrich Juſt Riedel.

Jena

bey Chriſtian Henrich Cuno 1768.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Dem Hochwürdigen und ReichsFreyhoch-
wohlgebohrnen Freyherrn

Herrn

Carl Wilhelm Joſeph Adam

des Heil. Röm. Reichs Freyherrn von

Breidenbach

zu Bürresheim

Sr Churfürſtl. Gnaden zu Maynz hochbetrautem
GeheimenRathe und Statthalter zu Erfurt

meinem gnädigen Herrn

Hochwürdiger und ReichsFreyhoch-
wohlgebohrner Herr Statthalter!

Gnädiger Herr!

Ew. Hochwürden und Gnaden auch Hoch-reichsfreyherrlichen Excellenz ſey dieſe Schrift gewidmet, als ein Zeichen meiner unterthänigen Ehr-

furcht und einer Dankbarkeit, die keine Gränzen hat. Das Buch gehet zurück nach ſeinem Urſprunge; denn es iſt in den glücklichen Tagen entſtanden, die ich unter dem Schutze Ewr Excellenz dahin lebe.

Dies wenige, was ich bringe, lege ich zu der Menge der Opfer, die von allen rechtſchaffenen Bürgern dem Schutzgotte unſerer Muſen, dem Wiederherſteller ihres Tempels geweiht werden. Von dieſer Seite ſind Hochdieſelben, Gnädiger Herr, das Augenmerk von ganz Deutſchland; und wenn auch der Fremdling an der Donau und an der Elbe den Wiſſen-

ſchaften Glück zu einem ſolchen Erhalter wünſchet, was ſollen wir da thun, die wir den Mäcen in der Nähe mit ehrfurchtsvollen Augen betrachten und durch die Würkungen ſeiner Gnade glücklich werden? Wir ſollen ſchweigen; denn die ſtärkſten Ausdrücke ſind für unſere Empfindung zu ſchwach!

Durch den glänzenden Namen, welcher dieſer Schrift vorgeſetzt iſt, wird ſie für die wichtig werden, für die ſie es weder durch den Inhalt, noch durch die Ausführung iſt. Ich zittere aber für ihr Schickſal, wenn ich bedenke, daß der Erhabene Herr, dem ſie geweiht iſt, ſelbſt die ſchärfſten Ein-

ſichten beſitzet, um über ſie zu urtheilen. Ich empfehle ſie Ewr Excellenz herablaſſenden Gnade und, wenn ſie nicht ganz unwürdig derſelben befunden wird, HochDero gnädigem Schutze,

Ew. Hochwürden und Gnaden
auch
Hochreichsfreyherrlichen Excellenz

Erfurt
am 24ten September
1768.

unterthäniger Diener
Friedrich Juſt Riedel.

Vorrede.

Ich ſchickte den erſten Theil von der Theorie der Künſte in die Welt, um ſie zu fragen, ob ſie die zween folgenden leſen wollte. Noch habe ich nicht alle Stimmen

geſammelt; und bis dahin mag das Buch immer ein unvollendetes Werk bleiben.

Um unterdeßen nicht müßig zu ſeyn, ſchrieb ich dieſe Briefe, die zur Erläuterung, Verbeßerung und Ergänzung der allgemeinen Grundſätze der Critik im erſten Theile der Theorie dienen ſollen. Vielleicht darf ich ſie nicht einmahl Briefe nennen; es ſind Abhandlungen, an deren Spitze ein: Mein Herr, ſtehet und zu welchen Herr Bodmer die erſte Veranlaßung gab. Dieſer Herr Bodmer iſt nicht derjenige, wel-

cher zuerſt den Geſchmack aufrichtige Grundſätze bauete und die Gottſchediſche Schule zerſtören half; nicht der Verfaßer der kritiſchen Abhandlungen und der Diſcurſe der Mahler; ſondern ein anderer, welcher im Jahre 1768 durch eine ungereimte Parodie des Atreus ſeinen ſchlechten politiſchen Schauſpielen, und durch eine feuerſpeyende Vorrede einigen vergeßenen Critiken der Schweizer von neuem Leſer und Käufer verſchaffen wollte. Die Verdienſte des erſten zu ehren, iſt mir eine Pflicht; aber auch ſey es mir erlaubt, den Muthwillen

des letztern zuweilen durch einen neuen Muthwillen zu züchtigen, und mit ihm in ſeinem eigenen Tone zu reden. Will er es Rache nennen, ſo mag es ſeyn; ich nehme ſie im Namen meiner Freunde, der Herren Klotz, Weiße, Schmid und anderer, denen er, ohne gegebene Veranlaßung von ihrer Seite, auf das ungeſitteſte begegnet.

Aus meinem Dûbos hatte ich gelernet, daß der Werth einer Schrift durch die Stimme des Publicum zu entſcheiden ſey. Von allen Seiten tônte mir das Wort

Publi-

Publicum in die Ohren und ich hörte unſerm lieben deutſchem Publicum ſo viele wunderliche Dinge nachſagen, daß ich faſt noch wunderlichere Begriffe davon bekommen hätte. Der Eine lobt es, weil er glaubt, daß es ihn gelobt habe; der zweete tadelt es, weil es ihn nicht loben wollte; ein dritter weiß nicht, wo es iſt, und der vierte fängt an zu zweifeln, ob es auch ſey. Ich gieng aus, es zu ſuchen, und fand auf dem Wege noch allerhand Dinge, die ich nicht geſucht hatte.

Vorrede.

Es dünkte mir unbillig zu ſeyn, unſer Publicum nach dem griechiſchen, römiſchen, oder brittiſchen zu beurtheilen. Bey ſolchen Vergleichungen müßen wir allemal verlieren, und wer berechtiget uns denn dazu, wenn der Geſchmack mehrerer Nationen verſchieden ſeyn kan, ohne daß die eine, oder die andere Unrecht hätte? Dieſer Ausſpruch war zu beweiſen; und ich glaube den Beweis in den vier erſten Briefen geführt zu haben, zu welchen der fünfte ein Corollarium iſt. Der ſechſte enthält einige Beyſpiele aus der Geſchichte der Sa-

tire

tire und Laune; und in den übrigen iſt die Anwendung auf die Litteratur der Deutſchen, ihre Critik, und ihr Publicum ſelbſt. Zu den Männern, welchen dieſe Briefe gewidmet ſind und die ich für das Publicum halte, was mich beurtheilen ſoll, rechne ich noch die Herren Leßing, Heyne, Duſch und andere, die ich deswegen, weil ich ſie nicht nenne, von der Zahl meiner Richter nicht ausſchließen will.

Der

Vorrede.

Der Entfernung des Druckorts und der Unleſerlichkeit meiner Handſchrift ſind die vielen Druckfehler zuzuſchreiben, von welchen ich einige am Ende angezeigt habe.

Inhalt.

Inhalt.

Erſter Brief an Herrn Weiße.

Höfliche Grobheiten für Herrn Bodmer S. 3 ff.

Ob die GeſchmacksRegeln unveränderlich ſind? S. 5 ff.

Verſchiedene Methoden, Geſetze für die Kunſt zu finden S. 7.

Ariſtoteliſche Methode S. 7.

Baumgartenſche S. 8.

Homiſche S. 8.

Auf welchem Wege man unveränderliche Regeln finden könne? S. 9.

Nicht auf dem Ariſtoteliſchen S. 9. ff.

Nicht auf dem Baumgartenſchen S. 12. ff.

(Beyläufige Vollmacht für die Aeſthetiker) S. 14.

Nicht auf dem Homiſchen S. 16.

Concluſion aus obigen Prämißen S. 17 f.

Inhalt.

Zweyter Brief an Herrn Flögel.

Der Geſchmack iſt alſo veränderlich S. 22.

Nach der Verſchiedenheit der Nationen S. 23.

(Ideal einer Dichtkunſt für die Deutſchen) S. 26.

Nach der Verſchiedenheit der Zeiten S. 27.

Selbſt nach der Verſchiedenheit der Menſchen S. 29.

Etwas für einen gewißen Herrn Dtſch S. 31.

Beſchluß in forma. S. 32.

Dritter Brief an Herrn Moſes Mendelsſohn.

Wer Herr Chriſtian Ziegra ſey S. 35.

Wer der Antikritikus ſey Eben daſelbſt.

Unterſuchung der Idee von der Schönheit S. 36. ff.

Die Schönheit iſt ſubjektiviſcher Natur S. 37 ff.

Faſt wie die Idee vom Guten und Böſen S. 39.

Ein jeder mag ſein Steckenpferd reiten S. 40.

Da:

Inhalt.

Dawider wird proteſtirt S. 41.
Und auf die Proteſtation geantwortet S. 42.
Der Verfaßer kömmt zu ſich ſelbſt und lenkt ein S. 45.
Er baut wieder, nachdem er eingerißen hat. S. 48.
Iam dic de tribus capellis. S. 50.
Allgemeiner Geſchmack der Menſchheit. S. 50 ff.
Beſonderer Geſchmack und beſondere Regeln S. 52.
Unrichtiger Geſchmack. S. 53.
Erbauliche Nutzanwendung S. 54 ff.
S. D. G. S. 60.

Vierter Brief an Herrn Wieland.

Einige Stellen aus dem Idris und Don Sylvio, die der Verleger aber auch mit bezahlen muß. S. 63 ff.
Widerlegung des Coeffeurs Beaumont S. 70 f.
Verſchiedenheit des Geſchmacks wegen des Unterſchieds der Bedürfniße S. 71.
Desgleichen in Abſicht auf das ſittliche Ideal S. 72.

)( )(2 auf

auf das Clima, S. 74.

auf die Mode, S. 75.

auf die Homogeneität, (ein Wort, welches der geneigte Leſer ſich nach Belieben erklären mag) S. 78.

auf den Endzweck S. 79.

Fragment über das Coſtume S. 80 ff.

Vademecum für gewiße Kunſtrichter S. 83.

Leben Sie wohl! S. 86.

Fünfter Brief an Herrn Jacobi.

Laus autoris S. 89.

Tranſitus S. 91.

Von der Kunſt, ſich in fremde Ausſichten zu verſetzen Eben daſelbſt.

Der Dichter denkt ſich in fremde Länder S. 92.

in die erdichtete Welt S. 94.

(oft nur um zu ſpotten) S. 96.

in

in würkliche Begebenheiten des Alterthums S. 97.
in fremde Sentimens Eben daſelbſt.
in die Nachwelt S. 99.
Ihr Kunſtrichter gehet hin und thuet desglei= chen! S. 100 ff.

Sechſter Brief

an den Herrn GeheimenRath Klotz.

Beweiß, daß der Verfaßer auch reimen könne S. 107.
GeſchichtsKlitterung der Satire. S. 108.
Sokratiſche Laune S. 111.
Diogenes Eben daſelbſt.
Ariſtipp S. 112.
Petronius S. 113.
Apulejus)
Lucian) S. 114.
Julian)
Doctor Rabelais S. 115.

Inhalt.

Cervantes	S. 116.
Freund Buttler	S. 117.
Decanus Swift	S. 118.
Steckenpferd Sterne	Eben daſelbſt.
Fielding	S. 119.
Hans Lafontäne	S. 120.
Voltäre	Eben daſelbſt.
Liſcow, Rabener, Wieland, Möſer, von Thümmel, Hermes	S. 121.
Moſcheroſch	S. 122.
Schupp, Seelſorger zu Hamburg.	S. 123.
Zwote Art der Satire	Eben daſelbſt.
Lucilius, Horaz, Perſius.	Eben daſelbſt.
Juvenal	S. 124.
Boileau	Eben daſelbſt.
Regnier	S. 125.
Pope und Churchill	Eben daſelbſt.

Ra=

Inhalt.

Rachel, Caniz, Haller, Löwen und die Epigrammatiſten, alle im Torſo S. 126.

Dritte Gattung der Satire. S. 127.

Homer Eben daſelbſt.

Taſſoni S. 128.

Boileau S. 129.

Pope, Zachariä, Duſch Eben daſelbſt.

Vierte Gattung der Satire Eben daſelbſt.

Kurze Defenſion des Inquiſiten Ariſtophanes S. 130.

Seitenblick auf den Menander S. 131.

Plautus und Terenz S. 132.

Moliere, Shakſpear u. ſ. w. S. 133.

Vertheidigung Hanswurſts, Grosvater Scapins und Vetter Falſtaffs S. 134.

Gellert, Schlegel, Weiße, Leßing, Löwen Eben daſ.

Inhalt.

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath Käſtner.

Aelteſter Zuſtand der deutſchen Dichtkunſt S. 139. ff.

Minneſinger S. 145.

Meiſterſänger S. 147.

Eine ausgeſtrichene Stelle von den Kirchenliedern S. 148.

Opitz S. 149.

Gryphius, Riſt, Flemming, Tſcherning S. 150.

Hofmannswaldau Eben daſelbſt.

Mühlpfort, Lohenſtein S. 151.

Fruchtbringende Geſellſchaft und andere S. 153.

Weiſe, Talander, Menantes Eben daſelbſt.

Rachel, Logau, Wernicke, Caniz, Günther S. 154.

Morhof, Menke, Neumeiſter, Neukirch,

Pietſch,

Inhalt.

Pietſch, Richey, Wichmann, Brokes S. 155.

Beßer, König S. 156.

Bodmers erſter Auftritt. S. 157.

desgleichen Gottſcheds S. 158.

Huſarenkrieg Gottſcheds Hallbauers und Fabricius unter einander Eben daſelbſt.

Haller und Hagedorn S. 159.

Fernere Bemühungen der Schweizer Eben daſelbſt.

Bruch zwiſchen ihnen und Gottſcheden S. 160.

Gelegenheiten dazu S. 161.

Beluſtigung des V. und W. S. 162.

Satiren von Roſt und Liſcow. S. 163.

Gottſcheds Fall. S. 164.

Lange, Gleim und Uz S. 165.

Klop=

Klopſtock — Eben daſelbſt
Dichter, die zu keiner Sekte gehören — S. 166.
Wielands Genie wird geprieſen — S. 167.
Baumgartenſche LitteraturSchule — S. 168.
Eine Lücke im Mſcrpte — S. 169.
Und hiermit Gott befohlen! — S. 170.

Achter Brief

an Herrn Nicolai.

Der Verfaßer lobt ſich ein wenig — S. 173.
Quellen, aus welchen der Zuſtand der Litteratur zu beſtimmen. — S. 174.
Meßcatalogus — S. 175.
das Mechaniſche der Buchhandlung — S. 176.

die

die Journale Eben daſelbſt.

Erzählung eines Chineſers von Deutſchland S. 177.

Feyerlicher Beſchluß 188.

Neunter Brief

an den Herrn Canonicus Gleim.

EingangsSchwärmereyen S. 191.

Text zu der Predigt S. 192.

Die Predigt ſelbſt, in welcher vorgeſtellt werden die Kunſtrichter von der guten und von der böſen Seite. S. 194.

Nutzanwendung, enthaltend das Ideal eines vollkommenen Kunſtrichters S. 207.

Zehn-

Inhalt.

Zehenter Brief

an den Herrn GeheimenHofrath von Thümmel.

Betrachtungen über das Publicum,	S. 214.
wo es nicht iſt	S. 215.
und wo es iſt	Eben daſelbſt.
Corollaria	S. 225 ff.

Erſter

Erſter Brief

an den Herrn KreisSteuereinnehmer

Weiße.

Erſter Brief
an den Herrn KreisSteuereinnehmer
Weiße.

Freylich, mein theuerſter Freund, hat Sie der alte Vater Bodmer mit einer ſchönen Parodie auf Ihren Atreus beehret; und wenn er Sie dadurch nicht gebeßert hat, ſo ſind Sie und wir alle ihm doch immer vielen Dank ſchuldig für das Vergnügen, das uns ſein kritiſcher Schwanengeſang und ſeine politiſche Schauſpiele verſchaffen. Noch einmahl vor ſeinem Ende ſtößt der Patriarch in die kriegeriſche Tuba, und überzeugt uns, wie durch ſeine Calliope, daß es ein gewiſſes Alter giebt, in welchen uns die Muſen und Grazien verlaſſen; ſelbſt Kritika verläßt ihn, die Göttin, der er nun ein halbes Jahrhundert hindurch gedient hat. Doch vielleicht hat er dieſen Ausritt auf Sie, auf Klotzen, auf Leßingen, auf Ni-

colain, auf Utzen, auf Gerſtenbergen und, der ich der geringſte unter ihnen bin, auch auf mich nur deßwegen verſuchet, um ſein kritiſch Jubelfeſt deſto feyerlicher zu begehen; denn eben ſind es funfzig Jahr, da er zuerſt in das Publicum hervortrat und, welches wir auch merken wollen, weit jünger war, als wir, deren Jugend er jetzt verachtet. Mag doch ein Mann, der ſein Ehejubiläum erlebt hat, ſich immer freuen und an den Tag ſeiner Hochzeit gedenken! Und mag doch der Altvater Johann Jacob Bodmer ſich an die Zeiten erinnern, da er der Kunſtrichter nach der Mode war, und in die kritiſche Wuth zurücktaumeln! Gern gönn ich ihm ſeine Kurzweil und wünſche ihm Glück, daß die Grazie, von welcher ich einmahl geſprochen habe, für ihn Memento Mori iſt, wie ein ſchönes Weib für St. Hilarion. Aber das ſoll er uns auch gönnen, daß wir von ſeinem Buche für die etliche Groſchen, die es uns gekoſtet hat, die beſte Nutzung ziehen und uns über die luſtige Poſitur recht ſatt lachen, in der er ſich noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre vor der ehrbaren Welt gezeigt hat *). Doch nicht immer lachen wollen wir; in einer

gewißen

*) Herr Bodmer hat große Luſt noch einmal eine Lanze zu brechen, und wünſcht ſehr, daß Herr Weiße ſich mit ihm einlaſſen ſoll. Schon vor fünf Jahren ſchickte er dieſen über die ſcherzhaften und AmazonenLieder etliche erbauliche Paſquinaden zu, die er in die Zürcher freyen Urtheile hatte einrücken

gewißen ernſthaften Laune, die mich nur zu oft anwandelt, ſuche ich auch bey dem lächerlichen Buche etwas ernſthaftes zu denken; und auch in den Feldzügen des Herrn **Bodmers** bemühe ich mich, etwas zu finden, wobey ich philoſophiren kan. Wir werden ſehen!

„ Wir ſollen glauben, ſagt der Vorredner zum
„ ſchweizeriſchen Archive, daß es Schönheiten gebe,
„ welche nur der Nation, und des Ortes, und der Zei-
„ ten, eben ſo veränderlich als die Laune und der Gefal-
„ len des Publicums ſind; die Geſetze der Schönheit
„ ſollen nicht gleich alt mit den Sachen ſeyn, ſie ſollen
„ die Geſetze unſerer Welt, unſerer Sprache, unſerer
„ Philoſophie ſeyn; die **jüngſten** Schönheiten, ſo wie
„ dieſe Kunſtlehrer ſelbſt die **jüngſten** Kunſtlehrer
„ ſind. „

rücken laßen. Und jetzt laufen noch in Berlin und Leipzig eine Anzahl politiſcher Schauſpiele von ihm nebſt einer Vorrede wider Hrn. **Weiße** herum, die keinen Verleger finden können. — Der gute alte Mann thut, als ob die ganze Schweitz mit ihm ziehe; glaubwürdige Nachrichten aber verſichern mich, daß er allein ſey und allein bleiben werde. Verſchiedene ſeiner ehemaligen **BuſemsFreunde** werden nur durch das Andenken der vorigen Freundſchaft abgehalten, daß ſie ſich nicht öffentlich wider ihn erklären.

Herr Schmid, wider den eigentlich dieſe Stelle gerichtet iſt, mag ſich ſelbſt vertheidigen; auch mir gefällt es nicht, daß er eine Dichtkunſt nach den neueſten Grundſätzen und nach angenommenen Urtheilen geſchrieben hat. Die neueſten Grundſätze ſind nicht immer die beſten; und bey der jetzigen Lage unſers Publici, welches durch Kunſtrichter von verſchiednen Stimmen zerrüttet wird, iſt es ſchwer zu entſcheiden, welche Urtheile eigentlich die angenommenen ſind. Allein den übrigen deutſchen Schriftſtellern thut der Archivar ſehr unrecht, wenn er ſie einer Meinung beſchuldiget, von welcher ſie würklich das Gegentheil lehren. Dies lehrt Herder, der immer die neuern Dichter neben die Alten hinſtellt und mit ihnen vergleicht; dies lehren die Verfaßer der LitteraturBriefe, der beyden Bibliotheken zu Leipzig und Berlin: und Herr Klotz, oder wer es auch ſeyn mag, ſchreibt ausdrücklich: „Die „Regeln der Schönheit ſind unveränderlich, und „ihre Geſetze ſo alt, wie die Welt.„ *) Auch ich, wenn eine ſolche Geſellſchaft für mich nicht zu vornehm iſt, behauptete ſonſt, der gute Geſchmack könnte nicht beßer beſchrieben werden, als wenn man ſagte, er ſey der Geſchmack der Alten und derjenigen unter den neuern, welche den alten am nächſten kommen. **) Nur heute bin ich ſo eigenſinnig, daß ich die Sache nicht für ſogar ausgemacht halte und es wage,

halb

*) deutſche Bibl. 1 St. S. 2.

**) Theorie 1 Th. S. 402.

halb ſcoptiſch einen Punkt zu unterſuchen, von welchem der Archivar glauben wird, daß er keiner Unterſuchung mehr bedürfte. Sind die Ideen der Schönheit würklich durchaus einerley? Ihre Geſetze ſo allgemein, wie die Regeln der Logik und wie die Geſetze der Bewegung? Der gute Geſchmack, iſt er immer eben derſelbe? Oder kan es vielleicht ſeyn, daß zwo Perſonen über die Schönheit einer einzigen Sache verſchiedentlich urtheilen und beyde Recht haben?

Durch einen Machtſpruch will ich die Sache nicht entſcheiden; vielleicht iſt es ein Vorurtheil, wenn ich den Gedanken nicht fortſchaffen kan, daß nicht alle Geſetze der Schönheit unveränderlich ſind. Welche ſollen es ſeyn?

Der erſte Geſetzgeber der Kunſt betrachtete ein einzelnes Werk, welches von ganz Griechenland mit Recht bewundert wurde. Er zergliederte den ganzen Bau, die Anlage, die Oekonomie des Stücks und endlich die einzelnen Glieder; jede Bemerkung, die er machte, wird ihm eine Regel, die vielleicht, vielleicht auch nicht, der Dichter im Sinne gehabt hatte und ſo entſtand ein Geſezbuch für die Epopäe und für das Drama, welches noch jetzt der Grund iſt, auf welchen die bewährteſten Kunſtlehrer ihre Gebäude aufführen. So haben Boſſü und Hedelin die Mechanik des Heldengedichts und des Theaters erklärt und ihre Regeln ſo deut-

lich gemacht, ſo gründlich erwieſen, daß man ein Pyrrho ſeyn muß, um an ihrer Gültigkeit und Allgemeinheit zu zweifeln.

Ein zweeter that noch mehr; was jene nur aus einzelnen Kunſtwerken geſchloßen, durch einzelne Beyſpiele erläutert hatten, das ſuchte er aus dem Weſen der Schönheit und aus den Begriffen der Kunſtwerke im allgemeinen zu demonſtriren, wie man es demonſtrirt, daß ein Schluß nicht vier Füße haben ſoll. Nun war man im Stande, den Horaz aus Definitionen zu beurtheilen; man lernte ſchöne Regeln von dem Reichthume, von der Größe, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Lebhaftigkeit, von der Gewisheit, von dem ſinnlichen Leben der Erkenntniß, und gab der Einbildungskraft, dem Witze, dem Scharfſinne, der Dichtungskraft eine Menge von bündigen Geſetzen, alle ſo ſcharf erwieſen, wie die Theoreme des Euclides, und mit Exempeln erläutert, die man aus Geßners Theſaurus geborgt hatte.

Unterdeſſen hatten einige milzſüchtige Engelländer, denen es, die Wahrheit zu ſagen, nicht an Geſchmack fehlte, die aber viel zu brittiſch dachten, um demonſtrativiſch zu denken, die Werke der Alten und Neuern mit vieler Empfindung geleſen, und aus dem Eindrucke, den ein Gedanke in ihre Seele machte, auf ſeine Schönheit geſchloßen. Sie ſammelten ihre Bemerkungen und

ſo entſtanden neue Lehrbücher , die freylich ſo allgemein nicht waren, wie unſere Aeſthetiken, in welcher aber doch einige eigenſinnige Leute manches gefunden zu haben vorgeben, was ſie im Boſſü und d'Aubignac, im Breitinger und im Gottſched, in Baumgarten und im Meier vergeblich geſucht hatten.

Um der Sache ein Ende zu machen, will ich einmahl kürzer reden; es ſind dreyerley Wege, nach welchen man Regeln für die Kunſt feſtſetzen kan, der Ariſtoteliſche, der **Baumgartenſche** und der **Homiſche**. Der Griechiſche Kunſtlehrer nimmt ſeine Geſetze aus dem Werke des Meiſters; der Deutſche aus der Definition; und der Brittiſche aus der Empfindung. Auf welchem Wege werden wir nun dieienigen Regeln der Schönheit antreffen, die völlig allgemein, nothwendig, unveränderlich und ſo alt als die Welt ſind?

Gewis nicht auf dem Ariſtoteliſchen. — Wenn der Kunſtlehrer aus der Iliade die Regeln aufblättert, nach welchen Homer gedichtet hat, für wen ſollen dieſe Regeln Geſetze ſeyn? Für **Milton**, für **Klopſtok**, für **Camoens**, für **Voltaire**? Nicht alſo! Nur der iſt verbunden, nach homeriſchen Regeln zu denken, der uns eine neue Iliade, oder ein Gedicht nach den Regeln der Iliade verſpricht. Ein anderer, der Genie genug iſt, ſich eine neue Laufbahn zu eröfnen, wird dadurch auch ſein eigner Geſetzgeber und ſchüttelt die

Feßeln ohne Mühe ab, die ihm Ariſtoteles, Boſſü und Curtius anlegen möchten. Iſt ein Garten wohl tadelhaft, wohl minder ſchön, weil er nicht iſt, wie die hängenden Gärten der Semiramis? Ein Tempel weniger prächtig, weil der Riß dazu nicht von dem Tempel der Diana zu Epheſus aufgenommen iſt? Und ſolten wir ein Gedicht deswegen ausſtreichen, weil es nicht nach den Regeln des Stagiriten, das heiſt, nach dem Muſter der Iliade geformt iſt? Geſetze, die aus Einem Werke abgezogen ſind, gelten nur von dieſem Werke, oder von einem andern, deſſen Verfaßer ausdrücklich den Zweck hat, das erſte nachzubilden; und ein Kunſtrichter, der nach ſo einſeitigen Regeln allerley Werke beurtheilt, lehrt uns mehr die Kunſt den Homer nachzuahmen, als die Natur. Homers Gedichte werden immer ſchön bleiben; aber andern wollen wir dieſe Eigenſchaft deswegen nicht abſprechen, weil ſie nicht nach eben dem Plane gebildet ſind. Dieſer Weg, aus Einem Gedichte Regeln für die Gattung zu ſchöpfen, iſt noch mit drey andern Beſchwerlichkeiten verknüpft. **Fürs erſte** gehen dergleichen Regeln faſt immer zuſehr ins Detail und man macht oft etwas zu einem allgemeinen Geſetze, was nur eine beſondere Wendung des erſten iſt. Es iſt ſicher, daß in jeder Tragödie eine Peripetie ſeyn muß; wer ſagt mir aber, daß dieſe Peripetie nothwendig in einer Wiedererkänntniß gegründet ſeyn müſſe? Ariſtoteles ſagt es, wie er es in ſeinem Sophocles beobachtet hatte. Er hat recht: wenn ich ein Drama, wie Sophocles

phocles machen will, das heiſt ein ſolches, in welchem eine Wiedererkänntniß ſtatt findet, ſo muß — dieſe Wiedererkänntniß ſtatt finden; und folglich wird die ganze Regel identiſch. Kan ich aber nun einen Dichter verdammen, der nur ein Trauerſpiel giebt, in welchem keine Wiedererkänntniß iſt? — Fürs zweyte wie leicht iſt es bey einigem Enthuſiasmus, den man für ſeinen Autor haben mag, einen Fehler für eine Schönheit anzuſehen und ihm ſelbſt eine Stelle unter den abſtrahirten Regeln einzuräumen? Wie mancher, der in gewißen Oden es wahrgenommen hat, daß der Verſtand aus einer Strophe in die andere fortgeſchoben wird, denkt hernach, dies ſey eine nothwendige Schönheit einer horaziſchen Ode! So iſt es dem guten Homer gegangen! Zuweilen ſchlummerte der Altvater auch; aber die andächtige Nachwelt ſammelte ſeine Fehler, canoniſirte ſie und hob ſie, wie Reliquien, auf. Wenn er zuweilen, oder vielmehr oft, ſeine Gleichniße zu ſehr ausbildet, wenn ihn ſeine Phantaſie ganz vom VergleichungsPunkte hinweg und zu Schilderungen verführt, die ſchön ſind, aber hierher nicht gehören; ſo kommt noch einige tauſend Jahr nach ſeinem Tode ein **Breitinger**, weißt uns an, dieſe ausſchweifenden Gleichniße ſchön zu finden, und belehrt uns, um nur zu dichten wie Homer, mit ihm zu fehlen. Fürs dritte verhindern dergleichen abſtrahirte Regeln den Originalflug des Genies; der arme Dichter kriecht unter dem Joche fort, wird einge-

ſchränkt,

ſchränkt, durch den Gängelwagen des Stagiriten oder ſeines Urbilds geleitet, und iſt nie das, was er ſeyn konnte. Nie wird er Original und alle Ehre, die er erjagen kan, iſt die, gut nachgeahmt zu haben.

Ja Freund! wer glücklich dich copirt,
Iſt ein Original.

So hat, glaub ich, Herr **Löwen** einmahl epigrammatiſirt; und mit Recht warf man ihm die Falſchheit des Gedankens vor. Immer **Copiſt** muß ein Dichter ſeyn, der immer den Zuſchnitt eines andern bey dem ſeinigen vor Augen hat und welchem ein jeder Schritt ſeines Vorgängers eine Regel iſt. Eine nothwendige Folge, aus der Ueberredung, als wenn ſolche Regeln, die bloß aus der Praxis eines Meiſters beſtätiget ſind, allgemein wären! Wo finden wir denn nun die allgemeinen, die ewigen, die unveränderlichen Geſetze der Schönheit, alt wie die Welt und folglich noch ein bisgen älter als Vater Bodmer?

Nicht auf dem **Baumgartenſchen Wege**. Das wäre nun freylich eine vortrefliche Sache, wenn es angienge, **Schönheit** wie **Wahrheit** zu definiren, eine Ode, wie einen Sorites, die Epopäe, wie eine Diſputation zu behandeln und aus dem gegebenen Begriffe eines Kunſtwerks durch eine Reihe von unumſtößlichen Schlüßen die Regeln zu folgern, nach welchen die Theile zu entwerfen, zu ordnen und das Gan-

ze einzurichten iſt. Aber wo iſt dieſer allgemeine Begrif der Schönheit? Und woher eine vollſtändige Definition der Tragödie, des Luſtſpiels, der Epopäe, der Ode? Die Schönheit iſt würklich ein ἀῤῥητον welches mehr empfunden als gelehrt wird *). Da ſie bloß aus dem Eindruck zu beurtheilen iſt, den ein Gegenſtand auf unſere Sinne und in unſere Phantaſie macht, da dieſer Eindruck nach der verſchiedenen Receptivität des empfindenden Weſens verſchieden ſeyn kan; wer will mir dasjenige eigentlich beſtimmen, was an der Schönheit objektiviſch iſt? Denn dies müſte man beſtimmen, um ſie vollſtändig zu definiren. Einen NominalBegrif zu finden, dies iſt keine Kunſt; aber eine herviſtiſche Idee, die mir das ganze Weſen der Schönheit vor Augen legt? eine Fundgrube, in welcher man alle Regeln für die Kunſt graben kan? Wer ſie finden wird, der ſoll meinetwegen die Phyllis allein haben. — Schwankend und unzulänglich ſind die meiſten Betrachtungen, welche unſere Aeſthetiker über die Beſtandtheile der Schönheit angeſtellt haben; und oft dreht ſich der definirende Kunſtlehrer in einem ewigen Cirkel herum und kommt immer in ſeine erſten Fustapfen zurück. So iſt es ihm in der Abhandlung über den ſogenannten äſthetiſchen Reichthum gegangen. Ein jeder Gegenſtand der ſchönen Erkänntniß ſoll einen objektiviſchen Reichthum haben — und wenn hat er dieſen? —

Wenn

*) quod dari, ſed non intelligi poteſt.

Wenn er in den äſthetiſchen Horizont gehöret; und der äſthetiſche Horizont iſt der Innbegrif aller Gegenſtände des ſchönen Denkens. Gut nun weiß ich alſo, was ich vorher wuſte, die unerhörte Wahrheit: Ein jeder Gegenſtand der ſchönen Erkänntniß muß ein Gegenſtand des ſchönen Denkens ſeyn. — Vielleicht aber iſt der Aeſthetiker dann glücklicher, wenn es darauf ankommt, von einer beſondern Gattung der Kunſt, wie von der Epopäe, einen Begrif zu bilden und aus dieſem die Regeln derſelben herzuleiten; wenigſtens Herr Meier hat in dieſem Fache Verſuche angeſtellt, *) von welchen einige behaupten wollen, daß ſie nicht unglücklich gerathen ſind. Es ſey! nur bitte ich mir eine kleine Nachricht von der EntſtehungsArt dieſer Begriffe aus, woher und wie ſie wohl ohngefehr wären gebildet worden. Vielleicht ſind ſie ganz willkührlich gemacht, wie etwa die Gerſtenbergiſche Idee vom Liede in den ſchleswigiſchen Briefen, wie verſchiedene Träume des Herrn Herders, wie der Begrif des Herrn M. Schmids von der Epopäe und wie faſt alle Definitionen, die ſich aus den vermiſchten Ausdünſtungen des Kunſtrichters und des Philoſophen zuſammen geballt haben. In dieſem Falle überlaße ich und cedire dem Kunſtlehrer ſeinen Begrif, nebſt allen Pertinenzſtücken und daraus folgenden Regeln und Befugnißen, als ſein völliges Eigenthum, für ihn und für ſeine Erben; doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß er ſich

*) In ſeiner Beurtheilung der Gottſchediſchen Dichtkunſt.

ſich nicht erfreche, jemahls nach ſeinen ſelbſt erfunde=nen Regeln irgend ein Werk der Kunſt, welches ſchon vorhanden iſt, zu beurtheilen, oder zu verlangen, daß irgend ein Künſtler und Dichter ſo willkührlichen Ge=ſetzen in der Anlage und Ausbildung ſeiner Werke un=terworfen ſey. Dafür ſoll es dickberührtem Kunſtleh=rer hingegen verſtattet ſeyn, nach ſeinem eigenen Plane ſoviele und ſo mancherley Werke, als er ſelbſt will, zu verfertigen, durch ſeine Schüler, oder durch irgend eine deutſche Geſellſchaft verfertigen zu laßen, und die=ſen Produkten Namen zu geben, wie er es ſelbſt für gut hält. — Ernſthaft geſprochen, aus willkührlichen Begriffen folgen nur willkührliche Regeln, die nur für den eine Verbindlichkeit haben, der jene Begriffe als wahr annimmt. — Vielleicht aber ſind dieſe Defini=tionen, um nicht willkührlich zu ſeyn, allzuſklaviſch gebildet und bloß aus ſolchen Kunſtwerken, die ſchon vorhanden ſind, abſtrahirt; von dieſen gilt alles, was ich vorher von der ariſtoteliſchen Denkart in der Kunſt=theorie geſagt habe. Vielleicht endlich ſind ſie durch die natürliche Empfindung des Schönen und durch den guten Geſchmack ſelbſt geformt und realiſirt worden; dieſe möchten wohl vom größten Gewichte ſeyn; ich werde ſie genauer unterſuchen und dieſe Unterſuchung führt mich auf die Methode der Engelländer, in Wer=ken der Kunſt zu beobachten und Beobachtung in Theorie zu verwandeln.

Die homiſche Denkart (ſo nenne ich ſie vorzugsweiſe, weil der Lord Kaym unter den poetiſchen Beobachtern der vornehmſte iſt) hat vor allen andern ſehr viele Vorurtheile. Man ſtudirt mehr das menſchliche Herz mit ſeinen mannigfaltigen Wendungen und Abänderungen; man ſchlißt die Empfindung auf und verfolgt ihre Spur bis auf die innerſten Schlupfwinkel; man lernt derſelben ihr Verfahren ab und unſere Mühe wird durch eine Menge von Bemerkungen belohnet, die nicht für den Kritiker allein, die auch für den Künſtler ſelbſt reelle und charakteriſtiſche Regeln ſind. Aber auch allgemeine? Sollten ſie völlig allgemein ſeyn, ſo müſſen alle Menſchen einerley Empfindung haben, alle Eine Ausſicht, Eine Denkart, und alle die Gegenſtände von Einer und eben derſelben Seite betrachten und von ihren Gegenſtänden einerley Eindrücke fühlen. Und dieſer Bedingung widerſpricht die Erfahrung gerade zu. Oft gefällt Einem dies, und misfällt dem andern. Hat dieſer deswegen Unrecht? Oder jener? Oder können Sie nicht beyde Recht haben. Im Fache der Schönheit iſt es nicht wie im Fache der Wahrheit, wo unter zwo entgegengeſetzten Urtheilen nur Eines wahr, das andere falſch ſeyn muß. Für mich iſt das ſchön, was mir gefällt. Misfällt es einem andern, ſo ſey es immer für ihn häßlich. Ich

laße

laße ihm ſeine Empfindung; er ſoll mir die meinige laßen. Mag doch einer immer auf ſeinem Steckenpferde ruhig durch alle Gaßen forttraben, wenn er nur nicht verlangt, daß wir hinten auf ſitzen ſollen. — Es gehet dem geiſtigen Geſchmacke, wie der äußern Empfindung; wir wollen dem Engelländer ſein Roſtbeef und dem Franzoſen ſeine Suppe gönnen; ſie ſollen nur nicht verlangen, daß wir immer mit eßen. Bey ſeinem Roſtbeef lieſt der eine das verlohrne Paradies und ſpottet der Henriade, die der andere bey ſeinem Bouillon für zwanzig Miltons nicht vertauſchen würde. Wir wollen alſo immer poetiſche Skoptiker werden, und eine jede Beobachtung, die der Geſchmack erzeugt hat, ſo lange für einſeitig, für particulär halten, biß ſie durch die Einſtimmung des Publici zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten iſt beſtätigt worden. Viele Stellen, die Home getadelt hat, werden von andern gelobt, die dafür manche Wendung aus dem Shakſpear hinwegwünſchen, aus welcher Home eine Regel macht.

So, dächt ich, irrte man doch wohl nicht, wenn man wenigſtens von vielen Regeln der Kunſt und beſonders der Poeſie ſagte, daß ſie nicht völlig allgemein

ſind; nicht allgemein in Rückſicht auf den empfindenden Menſchen und ſelbſt nicht allgemein in Anſehung ihrer eigenen Ausdehnung, weil, wie ſchon Herr Leßing bemerkt, eine jede derſelben ihre Ausnahme leidet, die der gute Geſchmack zu beſtimmen hat. Aber welche ſind nun allgemein? welche nicht? — Ueber dieſe Fragen iſt bey mir ein Ding entſtanden, welches ich gerne ein Syſtem hier nennen möchte. Ihnen mein theureſter Freund, mag ich es nicht vorplaudern; ich habe vielleicht Ihre Gedult ſchon ermüdet. Lieber will ich mich davon mit einem Paar Philoſophen beſprechen. Trotz allen Parodien und politiſchen Schauſpielen, Leben Sie wohl!

Zweeter Brief

an Herrn

Flögel.

Zweeter Brief an Herrn Flögel.

Nein! mein vortreflicher Freund! die Collectanea, von denen Sie mir ſchreiben, hätten Sie nicht verbrennen ſollen. Mit Ihrer Erfindungskunſt und mit Ihrer Geſchichte des menſchlichen Verſtandes hatten Sie uns ein Recht gegeben, alles von Ihnen zu fordern, was nur noch in einem Felde zu erobern iſt, in welchem ſchon ſo viele Eroberungen gemacht ſind. Sie würden uns in einer Theorie den ſchönen Künſte gleichſam den Commentar oder den Pendant zu Ihrer Geſchichte des menſchlichen Verſtandes gegeben und die Geſchichte des Geſchmacks durch alle Nationen, durch alle Jahrhunderte fortgeführt haben; vielleicht wäre

meine LieblingsGrille von der Veränderlichkeit der Kunſtregeln dadurch entweder erſtickt worden, oder zur Reiſe gediehen. Laßen Sie mich immer ein wenig von dieſen Träumereyen mit Ihnen plaudern! Die Sache gehört eben für Ihr Forum.

Die Bürgerlichen Geſetze, ſagt Monteſquieu, ſollen nach dem Clima gebogen werden, nach dem Geiſt des Jahrhunderts, nach dem NationalCharakter und überhaupt nach den Umſtänden, unter welchen man ſie giebt. Sollte es nicht mit den Geſetzen der Schönheit eine ähnliche Bewandniß haben? Ohne Zweifel, wenn es nur einmahl ausgemacht wäre, daß ſelbſt der gute Geſchmack veränderlich und nicht immer eben derſelbe iſt, oder, daß mehrere widerſprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr ſeyn können. Ich will die Erfahrung fragen; was antwortet ſie?

Gottſched ſchrieb eine kritiſche Dichtkunſt für die Deutſchen. Warum nur für die Deutſchen, ſagten einige, als wenn der deutſche Poet ein anderes Geſchöpf wäre, als der Griechiſche. — Gottſched verſtand die Critik und bey der neuen Ausgabe ließ er den Zuſatz hinweg. Solte er es thun? So hätte würklich Marmontel keine Poetik für die Franzoſen ſchreiben dürfen. Ich denke doch, ein jedes Volk hat Nationalquellen, aus welchen die Urtheile fließen, die von

ihm

ihm über das Schöne und Gute gefällt werden. Dort würde ich alſo ſuchen und aus dieſen die nothwendigen Regeln für den Kunſtrichter und für den Poeten hervorhohlen. Und ſo entſteht in mir ganz natürlich die Idee zu einer Dichtkunſt für meine lieben Landsleute, die Deutſchen.

Ganze Nationen widerſprechen einander in den Urtheilen des Geſchmacks und der Empfindung des Guten und Schönen. Die Römer wunderten ſich, oder ſpotteten, wenn ſie hörten, daß Epaminondes mit Fleiß die Muſik gelernt, zierlich getanzt und künſtlich auf der Flöte geſpielt habe. Aber, ſetzt der Schriftſteller hinzu, dieſe Herren, die den Charakter der Griechen zu wenig kennen und alle andere nach ſich beurtheilen, ſollten wißen, daß nicht einerley allen gefällt und daß bey der Beurtheilung des Wohlſtandes und ähnlicher Dinge viel auf die Gewohnheit und auf die hergebrachte Sitte ankömmt. Cimon konnte immer ſeine leibliche Schweſter zur Frau haben; können wir es? Die Knabenliebe war in Griechenland nichts ſchändliches; bey uns auch? Eine Witbe von Stande durfte in Sparta auf das Theater treten und eine Rolle ſpielen; darf ſie es jetzt?

Wie die Principien des Wohlſtandes, ſo veränderlich ſind auch die Urtheile in Sachen, die Schönheit betreffend. Wenn Buttler von Caldaunen, vom

Schwanze der Juſtiz und von andern Dingen ſpricht, die ich nicht nennen mag; ſo hat er wohl gethan, da er für Engelländer ſchrieb, die dergleichen natürliche Dinge nicht für ſchändlich halten. Da aber einer meiner Kunſtrichter es tadelte, daß ich in einer deutſchen Theorie dergleichen Beyſpiele angeführt habe; ſo gab ich ihm recht und ſogleich durchſtrich ich in meinem Exemplare die getadelten Stellen. Der orientaliſche Dichter wagt kühne Bilder; ſeine Phantaſie rollet dahin, ſchweift aus von einer Blume zur andern, von einem Gleichniße auf das andere, verwegen in Erdichtungen, in Metaphern, in Tropen, in Figuren. Wohl ihm! er hat für ſeine Nation geſchrieben. Wenn aber unſere Deutſch-Orientaliſten eben das thun, wer ſoll ſie leſen? Der Morgenländer kan nicht, der Deutſche will nicht; für ſich allein alſo haben ſie ihre Werke verfertigt. Vergleichen Sie die Muſik der Italiäner und Franzoſen, die Tänze der letztern und der Engelländer, nehmen ſie immer auch einen guten drollichten CroatenTanz hinzu; (eine wahre Schule für den Künſtler, der die halbnackende Natur ſtudiren will) nun ſagen Sie einmahl, welcher Geſchmack der beſte iſt. „Der Geſchmack der Natur.„ — Gut! So verſchieden alſo die Natur des Welſchen, des Franzoſen und des Croaten iſt, ſo verſchieden iſt auch ihr Geſchmack; und alle haben Recht, jeder nach ſeiner Art.

Ne-

Religion, Gewohnheiten, Traditionen, Vorurtheile der Nationen, ihr Stolz, ihr Charakter, ihre Sprache, ihre RegierungsForm, ihre Känntniße und hundert andere Punkte zuſammengenommen müſſen nothwendig, ſobald ſie in der Miſchung erſcheinen, ihre Urtheile auf eine ganz verſchiedene und abſtechende Art färben; Beſonders die Sprache, die gewis auf das Gerippe der Gedanken mehrern Einfluß hat, als man insgemein glaubet. Nichts iſt abentheuerlicher, als die Sprache der einen Nation nach dem Muſter der andern zu formen. Modeklagen von den Mängeln der deutſchen Mundart hören wir genug; aber wenige Patrioten finden ſich, die den Dialekt der Deutſchen aus ſich ſelbſt verbeßern wollen. Der eine ſchneidet ſich einen Rock nach der Römiſchen Toga, der andere nach der Rüſtung der griechiſchen Helden, der dritte nach dem Neglige' des Franzoſen, der vierte nach dem Morningh gown oder Reading goad des Britten; der fünfte miſcht alles durch einander und ſo entſteht ein buntes Ding, die wahrhafte Montur eines Polichinello, oder Don Faſtidio du Faſtidii. Laßt uns doch auf deutſchen Wegen gehen! Wie mancher Edelgeſtein liegt noch im Kothe des Philanders von Sittewald, der Fruchtbringer, der Hans Sachſen, der Lohenſteine, und anderer, die wir nicht leſen, als um ihrer zu ſpotten? — Dafür haben wir freylich mit andern Herrlichkeiten unſern Sprachſchatz bereichert, mit blaugigten Dirnen, mit roſenwangigten Mädgen, mit hirſchfüßigen Läufern, mit erzſtirnigten Schlacht-

ſchützen, und andern griechiſch-deutſchlallenden Entibus mehr.

Nach ſolchen Ideen würde ich meinen Standort wählen, wenn ich das Geſchick, oder die Muße hätte, eine Poetik der Deutſchen zu ſchreiben. Der Charakter der Nation und ihre Denkart müſte zum Grunde gelegt, mit dem Charakter anderer poetiſchen Völker verglichen und daraus die wahre Temperatur beſtimmt werden, nach welcher die deutſche Muſe deutſch ſingen muß. Ich unterſuchte ferner nach Findeiſen und Herder, die Natur unſerer Sprache, ihren Einfluß auf die Gedanken ſelbſt, auf ihre Ausbildung und Ordnung, nebſt den Wegen, wie ſie zu verbeſſern wären. Ich würde wie eine poetiſche Topik, die verſchiedenen Felder der Mythologie in eine Landcharte bringen; die griechiſche, wieferne ſie ὑλη für uns iſt und nicht iſt; die altdeutſche, bardiſche, ſkaldiſche; das Syſtem unſerer Religion; unſere Vorurtheile von Zaubereyen, Geſpenſtern, Ahndungen, Wahrſagen: einige dieſer Stücke geben uns ernſthafte, andere aber komiſche Maſchinen. Die Geſchichte der Deutſchen lieferte mir Helden, die zu beſingen, Scenen, die zu ſchildern wären; und nach dieſer Anlage wanderte ich theils durch die allgemeinen Regeln der Poeſie, theils durch ihre Gattungen fort und zeigte überall die Abänderungen, welche der Charakter der Deutſchen in den angenommenen allgemeinen Regeln zu machen befiehlt, und die fernern Beſtimmungen, welche er noch hinzu-

ſetzt.

ſetzt. So ein Werk, wie ich es im Sinne habe, wäre wohl nicht unrecht; aber ich entwerfe es und meine Kinder mögen es ſchreiben!

Auch der Geſchmack verſchiedener Zeiten iſt veränderlich; nicht ſo ſehr, als der Geſchmack der Nation, aber doch immer veränderlich. Die Nachwelt gegen die Vorwelt iſt immer billiger, als es nie eine Nation gegen die andere iſt. Nur ſelten giebt ſich ein Volk die Mühe, ſich mit der Denkungsart des andern bekannt zu machen, ſich in den Standort des andern zu verſetzen und dann zu urtheilen. (Wir Deutſche ſind noch immer in dieſem Stücke gefälliger gegen unſere Nachbarn, als es dieſe gegen uns ſind.) Hingegen die Nachwelt ſtudirt ſorgfältig die Religion, die Geſchichte, die Sitten und die Gebräuche der Alten, und iſt geneigt, faſt immer, die Perraults ausgenommen, ſehr billig, voll von Hochachtung zugleich und von Nachſicht, über die Alten zu richten. Sie betrachtet an ihren Werken mehr die allgemeinen Schönheiten, überſieht die einzelnen Fehler, oder ſchaft ſie durch einen kritiſchen Aberglauben zu Tugenden um. Und doch begegnen uns noch immer in den Werken unſerer Vorfahren Steine des Anſtoßens; wir zucken die Achſeln und ſind wenigſtens geneigt, ſie zu entſchuldigen. Perraults Parallelen, und wenn ſie ohne allen Geſchmack gemacht wären, enthalten doch einige Beweiſe, daß manches der Vorwelt gefallen und mit Recht gefallen

kan,

kan, was der Nachwelt misfällt und mit Recht misfällt. Aus dieſem Grunde habe ich an einem andern Orte das Meinhardiſche Vorhaben den Homer zu überſetzen nicht gebilliget, wenn ich gleich weiß, daß die Deutſchen ſo ekel und unbillig nicht ſind wie die Franzoſen und alſo auch den Homer mit ſeiner antiken Mine ſehr geneigt aufnehmen würden, wie ſie zum Beyſpiel im Milton nicht die Hälfte von dem komiſchen finden, was unſere leichtſinnige Nachbarn darinn zu finden glauben *). Herr **Klotz** giebt meiner Meinung, nicht durch ſeinen Namen, denn Namen wollen wir hier nicht gelten laßen, ſondern durch ſeine Erläuterungen ein beträchtliches Gewicht. **) „Ein großer Theil des Homeriſchen Schmucks beſtehet in ſeinen Beywörtern. Dieſe, einmahl glücklich erfunden, ſind dann die eigenthümliche Charakter eines Gottes, Volkes oder Helden und durch ſein ganzes Gedicht werden ſie dieſen Gegenſtänden beygefügt. Aber eben dieſe Beywörter laßen ſich nicht in unſere Sprache überſetzen, (denn man ſage einmahl: **wohlgeſtiefelt**, **ſchnellfüßig**, **ſilberfüßig**, wie es einige verſucht haben, und ſehe, ob man nicht eben ſo lächerlich werden wird, als dieſe.) und nimmt man den allgemeinen Begrif, ſo wird doch das Bild ungemein geſchwächt. Ferner, wer will es

jetzt

*) Man vergleiche das 43te Stück der Braunſchweigiſchen neuen Zeitungen vom Jahr 1768.

**) S. die Deutſche Bibl. 1 B. 111. St. S. 7.

jetzt wagen, die wirthſchaftlichen Worte in unſere Sprache überzutragen? Unſere Sprache hat viele Worte, die nicht ſo edel ſind, daß man ſie in einem Gedicht, beſonders in einem epiſchen, brauchen könnte. Das Wort **Bratſpieß** würde eine ganze Seite der beſten Hexameter verſtellen. Will man dieſe Stelle weglaſſen, ſo liefert man uns nur den halben Homer.„ *)

Ich darf ſo gar noch behaupten, daß jeder Menſch, wie ſeinen eigenthümlichen Charakter, ſo auch ſeinen eigenthümlichen Geſchmack hat; thut er Unrecht, wenn er ihm folget? Noch eher ſind die Urtheile mehrerer Menſchen über Wahrheit und Sittlichkeit mit einander zu vereinigen, als diejenigen, welche ſie über das Erhabene und Schöne fällen. Wenn alſo der eine nach ſeiner Empfindung denkt, ſchreibt und urtheilt, ſo würde ein anderer, der jenem geradzu folgen wollte, ſich Feßeln anlegen und ſein eigenes Gefühl verläugnen. Dieſer Unterſchied in den Urtheilen der Menſchen über das Schöne in der Natur und Kunſt iſt freylich nicht immer hervorſtechend genug, um bemerkt zu werden, theils weil doch die meiſten in den meiſten Punkten mit einander übereinkommen, theils, weil man oft, aus Furcht ausgeziſcht zu werden, es nicht wagt, mit einer

*) Auch Homers Mahlereyen, die ſo ſehr bewundert werden, ſchicken ſich für unſere Denkungsart nicht. Eine Stelle aus Herrn Wielands comiſchen Erzählungen (S. 166. 167. der neuen Auflage) verdient bey dieſer Gelegenheit geleſen zu werden.

einer Meinung öffentlich hervorzutreten, die der gemeinen Meinung widerſpricht. Bey Leuten von einer beſondern Laune wird die Verſchiedenheit ſehr ſinnlich. Dieſe laßen ſich mit ihren Geſinnungen ohne Zurückhaltung in ihrer wahren Geſtalt ſehen; ihr Humour iſt ihnen lieb und auch wir ſehen ihnen gerne zu, wenn ſie ihr Steckenpferd reiten; was ſie ſagen, gefällt uns, und in jedem andern Munde wäre es vielleicht Unſinn geweſen. Laßt einmahl einen deutſchen Superintendenten ſo predigen, wie Yorck, wenn anders Sterne dieſe Predigten jemahls gehalten hat! Laßt Oeſern ſo mahlen, wie Hogarth! Zachariän ſingen, wie Buttler! Rabenern ſo ſpotten, wie Churchill! — Eine artige Figur würden dieſe Männer in einer Laune machen, die ihnen fremd iſt, wenn ſie es auch den Deutſchen nicht wäre. Die Kreuzzüge des Philologen leſe ich immer noch gern; ich weiß, es iſt ſein eigener Humour, den er für ſich allein hat und für ſich behalten mag ewiglich; ich ſtudiere ſie ſo gar und freue mich, wenn ich ihn endlich ſo verſtehe, daß ich zur Noth ſein Scholiaſt werden könnte. Wenn aber gewiße neuere Scribenten ſeine Poſituren nachmachen, ohne die eigenthümliche Wendung ſeines Kopfs zu haben; dann ſehe ich den wahrhaften Statthalter der Inſel Barataria, der bey aller Mühe, die er ſich giebt, den Statthalter zu machen, noch immer der alte Panßa bleibt. Laßt doch jedem ſein Eigenthum! was in ſeinem Munde ſchön iſt, wird häßlich, wenn es ein anderer

derer ſagt und ſelbſt ein Fehler kan bey ihm eine Schönheit werden.

„ Eine Schönheit? Um Vergebung, mein Herr „ Riedel! Ein würklicher Fehler wird nie eine Schön„ heit. „ *)

Und auch um Vergebung mein Herr Otſch! Wenn ein Lehrling, mit ſeinem Pomey, oder Hederich in der Hand, alle Unſterblichen in ſein ſterbliches Lied bemühet, jedes HochzeitGedicht mit den Muſen und dem Apoll anfängt, mit Venus und mit Amor fortſetzt und mit Hymen beſchließt, den armen Jupiter zu einem Scherwentzel macht, der alles thun muß, was niemand vielleicht mit Anſtand würde gethan haben — ſo ſage ich, die Einwebung der alten Mythologie iſt hier ein Fehler. Wenn aber Ramler das alte Götterſyſtem als eine Hülle braucht, neuere Begebenheiten darunter zu verbergen, als eine Farbe, bekannten Dingen einen neuen Anſtrich zu geben, als eine poetiſche Hevriſtik — ſo ſage ich, die Einwebung der alten Mythologie iſt hier Fehler und Schönheit. Ramler fehlt allenfalls durch einen Anachroniſmus, aber ohne dieſen Fehler würden wir die Hälfte ſeiner vortreflichen Gedichte haben entbehren müßen. Der Dichter hat ſeine eigene Denkungsart, die wir ihm laßen wollen; und wenn wir ihn tadeln, ſo trift unſer Tadel weniger ihn, als

ſeine

*) Hall. D. Bibl. 1 B. 1. St. S. 34.

ſeine Nachahmer, die Ramleriſch dichten wollen, ohne einen Ramleriſchen Kopf zu haben.

Jtzt wollen wir mit einander zuſammenrechnen. Wenn der Geſchmack die Regel der Schönheit iſt, wenn ferner der Geſchmack der Nation, der Zeiten, der Perſonen unendlich verſchieden iſt, ohne daß wir diejenigen mit Grunde tadeln können, die anders ſchmecken, als wir; ſo folgt nothwendig, daß ſelbſt der gute Geſchmack veränderlich und nicht immer eben derſelbe iſt, oder daß mehrere widerſprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr ſeyn können. Die Sache ſcheint richtig zu ſeyn; aber noch habe ich ſie nicht bis an die erſte Quelle verfolget, aus welcher die Veränderlichkeit des Geſchmacks entſpringet. Jch will es wagen, über dieſe Materie zu philoſophiren und, um Sie, mein Freund, nicht durch mein ewiges Geſchwätz zu ermüden, mein Syſtemlein einem andern Philoſophen zur Prüfung vorlegen. Jch bin u. ſ. w.

Dritter Brief

an den Herrn

Moſes Mendelsſohn.

Dritter Brief
an den Herrn
Moſes Mendelsſohn.

Ihnen, mein Theureſter Herr, gebührt das Richteramt über die folgende Abhandlung; Ihre Briefe und Ihre Rhapſodie geben Ihnen den beſten Anſpruch darauf. Von den beſondern Anſprüchen mag ich nichts hinzuſetzen, damit nicht wieder ein Ziegra *) komme und ſage, „ ich ſpräche von „ de-

*) Antikritikus der erſte und Herausgeber der beliebten Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit. Antikritikus der zweete iſt bekanntermaßen der Commentar über dieſe Blätter, die unter dem Namen der ſchwarzen Zeitung berühmt ſind.

„ denen, welche den Ton im Reiche des deutſchen Wi-
„ tzes angeben, immer mit dem Hute in der Hand un-
„ ter beſtändigen Verbeugungen; ſie ließen mich aber
„ auch die Früchte meiner Ergebenheit einerndten und
„ meine Sachen würden wer weiß in wie vielen Zeitun-
„ gen und Journalen über alles erhoben.„ Bravo
Herr Ziegra!

Freylich ſtört eine allzuſorgfältige Zergliederung der
Schönheit das Vergnügen, welches der Genuß uns ge-
währen kan. *) Wenn aber der Freund der Wahrheit
in dieſer Zergliederung nur Eine neue Ausſicht erblickt,
nur die geringſte Entdeckung macht; ſo wird er für die
Entbehrung des Vergnügens aus dem Genuße hinläng-
lich entſchädiget und angefeuert, ſich mehrmahlen auf
eine geiſtige Art zu caſteyen, um nur dadurch ſeine
Wißbegierde zu befriedigen. Wir wollen alſo immer über
das Weſen der Schönheit und ihre Regeln philoſophiren;
zu einer andern Zeit ſoll uns ihr Genuß vergnügen, der
eine lebhaftere Wolluſt erzeuget, wenn er ſparſamer und
ſeltener empfunden wird.

Iſt die Schönheit eine innere Eigenſchaft der
Dinge, die wir ſchön nennen, und kömmt ſie den Ge-
genſtänden ſchon für ſich betrachtet zu, wie die Vollkom-
menheit, ohne Rückſicht auf ein empfindendes Weſen?
Mir däucht, dieſe Frage iſt ziemlich einerley mit der,
ob

*) S. den erſten Brief über die Empfindung.

ob Süßigkeit und Bitterkeit Beſchaffenheiten ſind, die in dem Gegenſtande vorausgeſetzt werden und durch welche der Gegenſtand ſüß und bitter ſeyn würde, auch ohne Beziehung auf irgend einen Geſchmack, der ihn empfindet. Zwar iſt in dem Gegenſtande eine gewiße Beſchaffenheit, durch welche er fähig wird, das Gefühl der Süßigkeit zu erregen; die Süßigkeit aber iſt nicht in ihm, ſondern in der Empfindung. „Kalt, heiß, bit„ter, ſüße bedeutet die hervorgebrachten Empfindun„gen in unſerer Seele, mit welchen die Gegenſtände viel„leicht keine Aehnlichkeit haben. Und eben ſo bedeu„tet die **Schönheit**, wie andere Namen der ſinnlichen „Ideen, eigentlich die Vorſtellung eines Geiſtes.„ *)

Wenn ich ſage, ein Gegenſtand ſey ſchön; ſo will ich in der That ſagen: er gefällt mir. Allein da wir immer gewohnt ſind, einen unvermerkten Schluß von unſerer Empfindung auf die Empfindung anderer zu machen, ſo drücken wir **unſer Wohlgefallen** allgemein aus, als wenn das, was **uns** gefällt, **jedermann** gefallen müße; das iſt: wir nennen den Gegenſtand, der uns gefällt, **ſchön**. Die Schönheit iſt alſo keine innere Eigenſchaft der Dinge; ſie iſt mehr eine Beſchaffenheit unſers Gefühls und des Eindrucks, welchen die Sachen

 in

*) **Hutcheſon** in der Unterſuchung unſerer Begriffe von Schönheit und Tugend, S. 17. der deutſchen Ausgabe.

in uns hervorbringen. Ihr Begrif darf nicht aus der Natur der Gegenſtände abgeſondert werden und eine vollſtändige Definition von der Schönheit iſt ſo unmöglich, als von der Süßigkeit, Bitterkeit und ähnlichen unmittelbaren Ideen der Empfindung. Wenn wir ſagen, das ſey ſchön, was uns gefällt, ſo iſt dies bloß ein Nominal-Begrif, in welchem das Wort und nicht die Sache erklärt wird. Und wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit erſchöpfe das Weſen des Schönen, ſo kan dieſe Idee, wenn ſie richtig iſt, nur für einen genetiſchen Begrif hingehen, der uns beſchreibt, nicht was die Sache iſt, ſondern woher ſie entſtehet. Gegenſtände, in welchen Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit empfunden wird, gefallen uns; ſie bringen alſo die Idee der Schönheit in uns hervor, obgleich das Weſen derſelben nicht in der Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit beſtehet. Die Idee der Schönheit iſt von gleicher Art, wie die Begriffe, die wir von den Bewegungen unſerer wollenden Kraft haben. Freude, Mitleiden, Angſt, Furcht, Schrecken — lauter Beſchaffenheiten, die wir empfinden, nicht aber im eigentlichen Verſtande erklären können. Und wagen wir es, ſie zu erklären, ſo erklären wir entweder blos das Wort durch gleichgeltende Ausdrücke, oder wir beſtimmen ihre EntſtehungsArt, ihre Urſachen, ſo gut wir können, und überlaßen das übrige der Empfindung.

Der Begrif des Guten und Böſen entſtehet in uns faſt auf eine gleiche Weiſe, wie der Begrif des Schö-

Schönen und Häßlichen. Indem ſich Damon in einer lebhaften Phantaſie ein Bild von Phyllis abmahlet, das blaue Auge, die ſanfte ſittſame Mine, das ſchwarze Haar, den ſtrebenden Buſen, den Grazienmund, den regelmäßigen Wuchs, die melodiſche Stimme; fragen Sie ihn jetzt, ob Phyllis zu küßen, nicht etwas Gutes ſey? Allerdings etwas Gutes, wird er antworten; und nun fragen Sie ihn um die Urſachen, weswegen er einen Kuß von Phyllis gut nennet. Er wird Ihnen hundert Gründe, und noch hundert anführen und alle dieſe Gründe werden, wenn man ihrer Entſtehung nachſpürt, aus der Quelle herfließen: Ein Kuß von Phyllis iſt in Damons Meinung gut, weil ihn Damon will. Gut und Böſe ſind daher, nach ihren Urſprunge, Begriffe, die nur Beziehungsweiſe gedacht werden, in Rückſicht auf ein Subjekt, welchem etwas gut oder böſe ſeyn ſoll. Was ich will, das nenne ich mir gut; ein anderer verabſcheut es vielleicht und dann kan er es immer für ſich böſe nennen. Ein dritter iſt gleichgültig dabey, weil er, ohne den Gegenſtand zu verabſcheuen, doch keinen Trieb fühlt, ihn zu beſitzen.

Und eben ſo ſind unſere Urtheile über die Schönheit und Häßlichkeit beſchaffen. Damon nennt Phyllis ſchön, weil ſie ihm gefällt und um ſein Wohlgefallen zu rechtfertigen, wird er Ihnen eine Menge von Urſachen vorzählen, die ſich alle zuletzt in dem

Wohlgefallen vereinigen und an die er nicht würde gedacht haben, wenn nicht ſein Geſchmack die Sentenz von der Deduction geſprochen hätte. Wir ſind alſo bis jetzt noch nicht berechtiget, eine Sache, die uns ſchön iſt, überhaupt ſchön; die uns häßlich iſt, überhaupt häßlich zu nennen; es ſey denn, daß wir von der Uebereinſtimmung fremder Empfindungen mit den unſrigen völlig überzeugt wären.

Wenn nun die Schönheit keine innere Eigenſchaft der Gegenſtände iſt, die wir ſchön nennen, wenn ſie dieſen bloß in Rückſicht auf das Urtheil unſerer Empfindung beygelegt wird; ſo folgt, daß Ein Gegenſtand bald ſchön, bald häßlich ſeyn könne, nachdem er von verſchiedenen Subjekten empfunden wird, ſo wie Pumpernickel für einen weſtphäliſchen Magen gut und für ein Hoffräulein böſe iſt. Hipparchia wird es, vielleicht weil ſie befürchtete, wegen ihres drollichten Geſchmacks ausgelacht zu werden, nicht gewagt haben, den mißgeſchaffenen, dürren, gelben, gebrechlichen Crates gerade zu ſchön zu nennen; für ſie war er es doch, und da ſie ſagte, daß er ihr gefiel, ſo ſagte ſie in der That, nur mit andern Worten, daß er für ſie ſchön ſey. Für ihre Eltern, für ihre Geſpielinnen war er es nicht; und ſie hatten Recht, ihn häßlich zu nennen, weil er ihnen nicht gefiel: aber hatte Hipparchia Unrecht? Wenn Crates auf ſie einen ſolchen Eindruck

druck machte, wie Seladon auf Procris, wer kan es ihr verdenken, daß ſie nach dieſem Eindrucke ſich zu ſeinen Vortheile erklärte? — Nun tadelt mir einmahl den Geſchmack eines Tqvaſſouw, der ſeine Knonmqvaiha ſo liebenswürdig findet, wie Cephalus die Aurora. Freylich würde ich bey ſo hottentottiſchen Schönheiten mich nicht ſehr gerührt finden, beſonders by the flaccid beauty of her breaſts, which deſcended to her navel. Und es wandelt mir ich weiß nicht was an, wenn ich mir ihren Brautputz, ihre hochzeitliche Kleidung vorſtelle; She ſprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbiſem. Her arms and legs were entwined with the ſhining entrails of an Heifer: from her neck there hung a pouch compoſed of the ſtomach of a kid: the wings of an oſtrich overshadowed the flechy promontoryes behind u. ſ. w. Hebe dich weg von uns! würden wir ausrufen, wenn eine ſolche Braut ſich uns nähern wollte. Aber der Geſchmack iſt verſchieden, und wenn ſie nur für den Tqvaſſouw ſchön war, was gehet es uns an?

„Das heiſt, wird man ſagen, die Sache übertreiben. Wenn man etwas will, ſo iſt man durch „ſeine Neigung noch nicht befugt, es gut zu nennen; „und eben ſo wenig können wir aus unſerm Wohlgefallen einen Schluß auf die Schönheit des Gegenſtandes „machen. Ich bin verbunden, bey einer jeden in mir „entſtandenen Begierde mich ſelbſt zu fragen: Durfteſt

„ du dies auch wollen? Iſt es dir auch würklich gut?
„ Warum ſoll ich nicht auch, wenn mir etwas gefällt, es
„ unterſuchen, ob es mir gefallen ſollte und ob es würk-
„ lich ſchön iſt? So wie Geſundheit, Tugend, Weis-
„ heit, Vergnügen, Zufriedenheit allgemeine Güter für
„ alle Menſchen ſind, Güter, die ihr Gutſeyn in ſich
„ haben; ſo muß es auch Gegenſtände geben, die für
„ ſich ſelbſt betrachtet ſchön ſind und von allen Men-
„ ſchen, die ihre Empfindung nicht unterdrücken, ſchön
„ gefunden und für das erkannt werden, was ſie ſind.„

Zuviel, zuviel auf einmahl! Viel wahres, aber auch etwas falſches. Wir wollen die Sache genauer unterſuchen.

Man unterſcheidet, und mit Recht, das anſcheinende Gute von dem, was würklich gut iſt. Gut nenne ich, was ich will. Habe ich Grund, es zu wollen, ſtimmt meine Begierde mit den Grundſätzen der Sittlichkeit überein; ſo iſt es ein wahres Gut, da im Gegentheile oft etwas nur gut ſcheinet und in der That böſe iſt. Kan man nicht dieſe Begriffe auch auf die Schönheit übertragen? Faſt alle Philoſophen haben es gethan. „ Schön nennen wir, was uns gefällt.
„ Iſt unſer Wohlgefallen gegründet, ſtimmt unſere
„ Empfindung mit den Grundſätzen des Geſchmacks
„ überein; ſo iſt die Sache würklich ſchön; ſie iſt
„ es nur dem Scheine nach, wenn uns etwas ge-
„ fällt,

„ fällt, was uns misfallen ſollte, wenn unſer Gefühl „ uns betrüget und die Schönheit vorſpiegelt, wo kei„ ne iſt.„ — Ich glaube nicht, daß dieſer Unterſchied völlig richtig iſt. Das **Gefallen** kan keinen ſolchen Geſetzen unterworfen werden, wie das **Wollen**, weil dieſes durch die Freyheit umgelenkt werden kan, jenes aber bloß Empfindung iſt und für ſich keine Moralität hat. Es iſt ſtrafbar, das Böſe anſtatt des Guten zu wählen; kan aber wohl der Herr Canonicus Ziegra bey dem hamburgiſchen Rathe verklagt werden, daß ihm alles das misfällt, was von dem beßern Theile des Publicum ſchön gefunden wird? Ein Gegenſtand, den wir gut nennen, wird dadurch würklich gut, wenn er, verglichen mit uns, unſere Vollkommenheit befördert; hier iſt alſo unſere Idee von der Güte nur der **Probierſtein**, nicht aber der **Maasſtab**. Hingegen in Sachen die Schönheit betreffend iſt die Empfindung nicht nur die Richterin, ſondern ſie iſt es auch ſelbſt, welche macht, daß uns etwas gefällt und folglich ſchön iſt. Ein jeder hat alſo das Recht, Dinge **ſchön** zu nennen, wenn ſie **ihm** gefallen; häßlich, wenn ſie **ihm** mißfallen. Wird nun alle Schönheit nach dem Scheine gemeßen; was bekümmere ich mich darum, ob ein anderer eben die Erſcheinungen hat, oder nicht hat, die ich habe? Auf dieſe Art wäre die Schönheit veränderlich und ſo wären es auch ihre Geſetze, ſo ſelbſt die Regeln, nach welchen die Werke der Kunſt zu beurtheilen ſind. Es iſt mit der Schönheit nicht, wie

mit der Wahrheit. Wenn ich etwas mit Grunde wahr nennen will, ſo muß es würklich auch außer meiner Idee ſich ſo verhalten, wie ich es mir vorſtelle. Die Schönheit iſt aber bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; ſo bald dieſes da iſt, ſo iſt Schönheit da, mag doch das Objekt beſchaffen ſeyn, wie es will.

„ Welch eine Verwirrung! ruft hier der Dogma-
„ tiker aus. Durch einen ſo ſceptiſchen Grundſatz könn-
„ te man alle Regeln aus der Welt hinaus zweifeln.
„ Jetzt kan ein Schönäich kommen und ſagen: Mein
„ Herrmann gefällt mir; ſchön iſt er alſo trotz allen
„ Kunſtrichtern, Beobachtern und Liebhabern, die das
„ Gegentheil ſagen. Und Bodmer wird jetzt im
„ Stande ſeyn, alle ſeine poetiſchen und proſaiſchen
„ Mißgeburten von der Syndfluth an biß auf ſeine
„ politiſchen Schauſpiele zu vertheidigen, wenn er nur,
„ mit noch einem Paar Patriarchen am Fuße des Ber-
„ ges Jura, ſie ſchön findet. Das heiſt zu weit gehen
„ und die ganze Kunſt des Dichters in ein Ohnge-
„ fähr verwandeln, wo es ein bloßer Glücksfall iſt,
„ wenn wir Leſer antreffen, deren Empfindung mit
„ der unſrigen übereinſtimmet. „

Ich will alſo wieder einlenken, wenn ich zu weit gegangen bin.

Das

Das Urtheil, welches ich über Schönheit und Häßlichkeit ſpreche, nachdem mir etwas gefällt, oder misfällt, iſt mein Geſchmack. Wenn iſt dieſer richtig, und wenn betrügt er mich?

„Richtig, ſagen einige, iſt mein Geſchmack, „wenn er nur das für ſchön hält, was würklich ſchön „iſt, nur das für häßlich, was würklich häßlich iſt. „Unrichtig iſt er, wenn er mich verführt, auf eine „entgegengeſetzte Art zu urtheilen, bey Wielanden „zu gähnen und beym Picander zu lachen.„

So ſpringen wir mit einander herum und kommen wieder auf das, was ich vorher widerleget habe. Denn wenn man nun beſtimmen ſoll, was würklich ſchön iſt, ſo bemüht man ſich, das Schöne an den Gegenſtänden zu finden, welches doch bloß in unſerer Idee und Empfindung ſollte geſucht werden. In einer Aeſthetik würde ich ſagen: die Schönheit iſt bloß ſubjektiviſcher Natur, nicht aber eine objektiviſche Beſchaffenheit der Sache, die man ſchön nennet. Es iſt zwar in der Sache ſelbſt, die empfunden wird, allemahl etwas anzutreffen, welches das Gefühl in uns hervorbringt, durch welches wir auf eine ſinnliche Art ergötzt werden. Allein dies iſt nicht die Schönheit der Sache, ſondern nur diejenige Seite derſelben, aus deren Empfindung die Schönheit in unſerer Idee entſtehet.

ſtehet. Man ſchöpft auch einige Grundſätze der Schönheit aus der Natur der Gegenſtände ſelbſt, aus ihrer Proportion, aus dem Ebenmaaße, der Ordnung, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit, Einförmigkeit, Mannigfaltigkeit und ſo weiter. Man demonſtrirt dieſe Regeln ſogar; allein noch keiner hat es demonſtrirt, daß Ordnung, Harmonie und Regelmäßigkeit uns nothwendig gefallen und folglich ſchön ſeyn müßen. Vielleicht könnten die Principien unſerer Empfindung anders gemiſcht, anders eingerichtet, vielleicht ſo geſtimmt ſeyn, daß gerade das Gegentheil, daß Unordnung, Disharmonie und Unregelmäßigkeit unſer Wohlgefallen erregte und von uns ſchön gefunden würde. Oft gefällt uns auch das Regelmäßige und Zweckmäßige nur deswegen, weil ſich das Vorherſehen eines gewißen Vortheils, einer Bequemlichkeit zum Beyſpiel, mit in das Gefühl miſchet; und dieſes intereßirte Wohlgefallen iſt nicht von der Art, daß es einen Probierſtein der Schönheit abgeben könnte. Dies iſt der Fall bey der Regelmäßigkeit in der Architektur und in der Kunſt einen Garten anzulegen. Oft gefällt uns auch ſelbſt das Unregelmäßige durch ſeine Neuheit und deswegen, weil die Menſchen immer geneigt ſind, das Sonderbare zu lieben. Und überdies glaube ich nicht, daß man immer völlig und mathematiſch beſtimmen kan, was eigentlich regelmäßig zu nennen ſey. Insgemein nennt man das regelmäßig, was wir gewohnt ſind, an allen Dingen, die uns von einer gewißen Art bekannt

ſind, ordentlicher Weiſe anzutreffen; und die Ausnahmen machen alsdann das Unregelmäßige aus. Laßt uns alſo in das Land der Kröpfe und der Buckel hingehen; Kröpfe und Buckel ſind dort gewöhnlich, ſie ſind alſo dort regelmäßig; wie werden nun wir mit unſeren Ausnahmen von der Regel, mit unſern ebenen Hälſen und geraden Rücken von den Spöttern verlacht und von einigen gutherzigen Seelen bemitleidet werden! Was alſo an einem Orte regelmäßig iſt, das kan an einem andern unregelmäßig ſeyn; und ſo entſtünde uns wieder eine Regel der Schönheit, die nach den Umſtänden veränderlich iſt. Endlich kan auch die Schönheit in ihrem ganzen Umfange nicht nach dergleichen objektiviſchen Geſetzen ermeßen werden. Ordnung, Proportion und dergleichen Ideen beſtimmen, wenn es hoch kömmt, einige Klaßen der äußerlichen Schönheit, die aus der Zuſammenſetzung einzelner Schönheiten entſtehet. Wo ſind aber nun die objektiviſchen Regeln für die Schönheit in einzelnen Empfindungen einzelner Farben und Töne, für die Beſchaffenheiten des körperlichen Geſchmacks, Gefühls und Geruchs und für das weit größere Feld der inneren Empfindungen?

Wenn wir lange genug eingerißen haben, ſo müſſen wir uns bemühen, ſo gut wir können, auch wieder zu bauen. Ich habe bewieſen, daß die Schönheit wenigſtens geradezu nicht objektiviſch iſt, nicht aus allgemeinen und objektiviſchen Regeln kan beurtheilt werden.

den. — Soll ſie alſo noch eigenen Geſetzen unterworfen ſeyn, ſo bleiben uns keine andern übrig, als die, welche ſich blos auf unſere Empfindung und auf unſern Geſchmack gründen. Wiefern ſind nun dieſe veränderlich, wiefern ſind ſie allgemein?

Daß ein ruhender Körper durch einen hinlänglichen Stoß in Bewegung geſetzt wird, daß zween feſte Theile vermittelſt einer flüßigen Subſtanz aneinander hängen können, daß bey der accelerirten Bewegung die lebendigen Kräfte in einer zuſammengeſetzten Verhältniß ihrer Maße und der Quadrate der Geſchwindigkeit ſind — dies ſind Geſetze der körperlichen Würkungen, die man vielleicht a priori nicht beweiſen kan, die aber dennoch allgemein ſind und durch untrügliche Erfahrungen außer allen Streit geſetzt werden. Wo ich nicht irre, ſind unſere Seelen auch Subſtanzen, ſie würken auf eine gewiße Art, wie es ihre Natur ihnen befiehlt, und ſind zu einigen eigenthümlichen Handlungen, zum Denken, Wollen, Empfinden aufgelegt, wodurch ſie ſich von den Körpern unterſcheiden. Dieſe Handlungen können nicht die bloße Folge eines Zufalls ſeyn; ſie ſind, ſo gut wie die Veränderungen in der ſichtbaren Welt, ihren Geſetzen unterworfen, nach welchen ſie auf eine gewiße Art entſtehen, fortgeſetzt werden und aufhören. Nur äußert ſich zwiſchen den Geſetzen der körperlichen und der geiſtigen Handlungen eine merkwürdige Verſchiedenheit. Die Geſetze der Bewegungen für die

Kör-

Körper ſind alle nothwendig und durchgängig beſtimmt, ſo daß ein Körper unter den erforderlichen Umſtänden gerade ſo, wie er ſich bewegt, ſich bewegen muß, nicht anders bewegen kan. Die Regeln der geiſtigen Handlungen aber leiden ihre Ausnahmen und durch Gewohnheit, Uebung, Selbſtbetrug und andere Umſtände wird es möglich, daß die Seele ſelbſt einigen Geſetzen ihrer geiſtigen Würkungen entgegen handeln kan. So ſind zum Beyſpiel die Regeln zu ſchließen in der That dergleichen Geſetze für die Würkungen unſerer Seele, Geſetze, die mit der Seele gebohren werden und mit ihrem Weſen zuſammengewachſen ſind. Und doch iſt es möglich, daß wir Trugſchlüße machen, die geradezu jenen Regeln entgegen ſind. Wenn wir mehrmalen uns wider ein ſolches natürliches Geſetz zu handeln beſtimmt haben, ſo entſteht daher eine Fertigkeit, es zu verletzen, und dieſe Fertigkeit wird nun ſelbſt eine Regel unſerer Thätigkeiten, aber eine falſche, eine unrichtige, eine ſolche, die ſelbſt unſerer Natur widerſpricht.

Dergleichen Geſetze, nach welchen die Handlungen unſerer Seele erfolgen, giebt es für das Wahre, für das Gute und für das Schöne. Wir können annehmen, daß ſie von der Natur, oder, um frömmer zu reden, von Gott ſelbſt herrühren, der die Natur nach ſeinem Willen eingerichtet hat. Durch dieſen Gedanken erhalten ſie ihre Zuverläßigkeit und wir die Verſicherung, daß wir uns, um nicht irre zu gehen, nur den natürli-

chen Richtungen unſerer Kräfte überlaßen dürfen und den Geſetzen, welche ihren Würkungen vorgeſchrieben ſind.

Einige unter dieſen Geſetzen ſind völlig allgemein, weil ſie aus der menſchlichen Natur überhaupt fließen; andere aber beugen ſich nach den Umſtänden und ſind nur da einerley, wo einerley Umſtände ſind. Beyde Arten werden nicht ſowohl a priori erkannt, als aus unſerer Empfindung ſelbſt, verglichen mit der Empfindung anderer, und aus einer gewiſſen Nothwendigkeit, die wir in unſerm Buſen fühlen können, aus der Stimme der Natur, die uns innerlich zuruft und gebietet, ſo und nicht anders zu denken, zu urtheilen, zu begehren. Unſere Einſichten reichen nicht hin, dieſe Geſetze aus dem Grundweſen der Seele abzuleiten; es iſt genug, wenn wir nur erkennen, daß ſie da ſind. —

„ Iam dic de tribus capellis! rufen Sie mir zu. „ Die Regeln der Schönheit gründen ſich auf Empfin„ dung und Geſchmack. Welche ſind nun veränderlich, welche ſind allgemein?

Die Frage iſt ſchon beantwortet. Es giebt erſtlich einen allgemeinen Geſchmack der Menſchheit, welcher auf die natürlichen und allgemeinen Geſetze der geiſtigen Handlungen ſich gründet, denen alle Menſchen

un

unterworfen ſind, wenn ſie gleich in der Anwendung derſelben fehlen können. Die Regeln, welche durch dieſen allgemeinen Geſchmack feſtgeſetzt werden, ſind völlig allgemein, und ein Menſch, der ihnen widerſprechen will, muß ſich ſelbſt betrügen und nie in ſeinen Buſen gegriffen haben. So iſt es in unſerer Natur gegründet, daß wir beym Anblick verſchiedener ſinnlichen Gegenſtände, die in einer gewißen Einförmigkeit ſo verbunden ſind, daß ſie gleichſam zuſammenfließen, daß wir bey dieſem Anblick ein ſinnliches Wohlgefallen und Vergnügen empfinden; ſelbſt der Amerikaner fühlt es, wenn er die ohne Ungeſtümm ſich jagenden Meereswellen, oder die Wipfel ſeiner Bäume betrachtet, die ein ſanfter Wind in einander weht. Von dieſer Art ſind auch die meiſten moraliſchen Schönheiten, wiefern ſie von unſerm ſittlichen Gefühl abhangen. Wo iſt die ſtählerne Bruſt, die nicht bey der Geſchichte einer unglücklichen Tugend zu ſchmelzen anfängt? Und wer iſt mir Hurone genug, um nicht zu fühlen, daß unter ſonſt gleichen Umſtänden eine gute Handlung, die aus Wohlwollen verübt wird, ſchöner iſt, als eine andere, die aus der Quelle des Eigennutzes herausfloß? Alle Geſetze der Schönheit, die ſich auf dieſen allgemeinen Geſchmack der menſchlichen Natur gründen, ſind ſelbſt allgemein und ſo alt, als die Welt; man könnte die Schönheiten, welche durch ſie beſtimmt werden, allgemeine Schönheiten nennen.

Allein dieſe Geſetze reichen bey weitem nicht hin, alle Schönheiten in der Natur und in der Kunſt zu beurtheilen. Ein jeder Menſch hat, außer der menſchlichen Natur, noch andere Beſtimmungen, den Menſchen überhaupt zufällig, dieſem Menſchen aber vielleicht nothwendig; er lebt an einem gewißen Orte, zu einer gewißen Zeit, in einem gewißen Alter, in einem gewißen Stande, iſt in gewißen Meinungen erzogen worden, hat gewiße Leidenſchaften, Neigungen und Fertigkeiten; alle dieſe Dinge zuſammengenommen bringen in ſeine Urtheile, auch in die, welche er über Schönheit und Häßlichkeit fället, eine gewiße Wendung, in welcher nur diejenigen mit ihm übereinſtimmen, die in gleichen Umſtänden leben. Daher der beſondere Geſchmack, der nur für gewiße Klaßen von Menſchen ein gültiger Richter iſt. Daher beſondere Regeln, die nur unter den Umſtänden allgemein ſind, durch welche ſie feſtgeſetzt werden. Und daher alſo beſondere Schönheiten, die vielleicht von jedem andern häßlich gefunden werden, der ſich nicht in die Lage hineindenkt, in welcher ſie Schönheiten ſind. Dieſe Schönheiten ſind veränderlich, ſo wie der Geſchmack veränderlich iſt, der über ſie richten ſoll. Aus dem verſchiedenen Geſchmacke der Zeit, des Ortes, der Religion, des Alters, des Standes und des moraliſchen Charakters fließen freylich verſchiedene Urtheile, in welchen die Menſchen einander ſo widerſprechen, daß jeder Recht hat, der nach den Umſtänden urtheilt, in welchen er ſich befindet, wenn nur (und dies iſt die einzige Einſchränkung) ſein Ur-

theil dem allgemeinen Geſchmacke der Menſchheit nicht widerſpricht.

Mit dieſen beſondern Regeln der Schönheit dürfen diejenigen nicht verwirrt werden, die ſich auf Trugſchlüße gründen, auf falſche Meinungen, auf Sektengeiſt, auf eine übertriebene Nachahmung und überhaupt diejenigen, welche das Weſentliche eines unrichtigen Geſchmacks ausmachen. Das Vorurtheil, welches wir für einen Menſchen haben, verblendet uns oft, daß wir ſeine Fehler ſelbſt in Tugenden verwandeln und ſie als ein würdiges Muſter zur Nacheiferung uns vorſtellen. Was wir mehrmahlen thun, wächſt endlich zu einer Fertigkeit an; wir werden es alſo gewohnt, falſch zu urtheilen und unſer Geſchmack bekömmt nach und nach eine ganz verkehrte Richtung. Die Eigenliebe beredet uns hiernächſt, daß alles das, was von uns ſelbſt herrührt, gut, wahr und ſchön ſeyn müße; wir werden durch ſie immer mehr in unſerm Wahne bekräftiget und dieſer wird endlich Herr über uns ſelbſt, unterdrückt völlig die Stimme der Vernunft und des guten Geſchmacks, und ſo entſtehen in uns neue Regeln zu handeln, zu denken, zu empfinden, zu begehen, die oft ſelbſt dem allgemeinen Geſchmacke der menſchlichen Natur, ohne daß wir es auch nur wähnen, zuwider ſind. Dies iſt der Urſprung eines unrichtigen Geſchmacks, welchen man durch die

Lehre von der Veränderlichkeit der Ideen der Schönheit auf keine Weiſe vertheidigen will.

Nach dieſen Gedanken, die ich bißher vorgezeichnet habe, betrachte ich nun die Werke der Kunſt und die Regeln, nach welchen ſie zu beurtheilen ſind. Ein jedes Kunſtwerk enthält eine Miſchung von allgemeinen und von beſondern Schönheiten; von allgemeinen, weil der Verfaßer ein Menſch iſt und für Menſchen ſchreibt; von beſondern, weil er ein Menſch in concreto iſt und für Menſchen in concreto ſchreibet, deren Denkungsart und Geſchmack durch den Zuſammenfluß verſchiedener Umſtände eine beſondere Bildung und Farbe bekommen hat. Da ſein Werk für ſeine Leſer ſinnlich ſeyn ſoll, ſo muß er den Weg in ihre Empfindung auf derjenigen Seite ſuchen, wo er ſie offen findet, und folglich ſich ihrer Schwäche, ihrer beſondern Neigungen und anderer Umſtände bedienen, ſie zu ſeinem Vortheil einzunehmen und zu rühren. Manche Dinge wird er auf dieſe Art einweben, die nur für diejenigen einnehmend und ſchön ſind, für welche er zunächſt geſchrieben hat, nicht aber für andere, die an einem andern Orte, zu einer andern Zeit ſeine Werke auch leſen möchten. Iſt er deßwegen tadelhaft? So wenig als ein Redner, der mit deutſchen Zuhörern deutſch redet. Aus dieſem Geſichtspunkte ſind die alten und die ausländiſchen Meiſter zu beurtheilen; jene nach ihrer Zeit, dieſe

nach dem Orte, an welchem ſie ihre Werke verfertiget haben; und dieſe Anmerkung erſtreckt ſich auf alle Eigenſchaften, die entweder Beſtandtheile der künſtlichen Schönheit ſind, oder aus ihr fließen und mit ihr müßen verbunden werden, auf das Große, Erhabene, Wahrſcheinliche, Rührende, Neue und Wunderbare, ſelbſt auf das Lächerliche und Belachenswerthe. **Homer**, welche elende Figur würde der alte Mann machen, wenn wir ihm alle **beſondere Schönheiten** ſeiner Zeit, ſeiner Nation, ſeiner Religion rauben und ihm nur diejenigen laßen wollten, die auch für uns, zu unſerer Zeit, unter unſerm Himmel noch Schönheiten ſind! Wir wollen die Kunſt bewundern, mit welcher er durch **allgemeine** Schönheiten, in die **beſondern** eingewebt, uns noch zu intereßiren weiß; aber ihn nachahmen? Scenen aus Griechenland unter den deutſchen Himmel verpflanzen? Da ſey Gott für! Wenn aus dem ganzen Homer für uns etwas nachzuahmen iſt, ſo ſind es nicht ſeine Schilderungen, nicht ſeine Vergleichungen, ſelbſt ſeine Fabel iſt es nur einigermaßen; es iſt die Manier, mit welcher er den **Griechen**, erſt als **Menſchen** und dann vornehmlich als **Griechen** täuſchet und hinreißt. Dieſe Manier laßt uns durch den Kunſtgriff der **Reduction** übertragen auf unſere Sitten, auf unſere Denkart, auf das, was wir ſchön finden; dieſe einzige unter allen Arten der Nachahmung iſt männlich; die übrigen ſind bald jugendlich, bald kindiſch, bald ſclaviſch, bald noch etwas

ſchlimmeres; was ich nicht nennen mag. Die Schönheit der Alten iſt nicht allemahl Schönheit für uns; ſie zu verehren, iſt billig: aber immer ſie nachzubilden, ohne ſie keinen Schritt zu wagen, das heiſt ſein eigen Genie verleugnen und, um nur kein Perrault zu ſeyn, ein Mathanaſius werden.

Kein Werk der Kunſt hat jemahls das Glück gehabt, in allen Punkten allen zu gefallen. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit der Geſinnungen iſt ſehr deutlich. Man muß einen überaus verderbten Geſchmack haben, um allgemeine Schönheiten nicht zu ſchmecken, die der Verfaßer angebracht hat. Aber man kan einen ſehr richtigen Geſchmack beſitzen, der ſich doch gegen gewiße Dinge ſträubet, die unſerer Denkart zuwider ſind, und die der Denkart des Verfaßers und ſeiner Zeit gemäß waren. Daher ſind die Stimmen mehrerer Kunſtrichter oft ſo getheilt, daß ſie alle einander widerſprechen und in vielen Fällen zugleich alle Recht haben. Mir iſt es ein wahres Gedankenfeſt, eine Erhohlung, wenn ich Muße habe, die Critiken zu leſen, zu prüfen, die der ältere Scaliger über den Homer gemacht hat. Ich finde, wenn ich ihn leſe, der Mann hat Recht; aber ich finde, wenn ich nun meinen Homer leſe, Homer hat auch Recht. Scaliger verſetzt den Griechen in einen falſchen Geſichtspunkt; er vergleicht ihn mit dem Römer und dann, nach römiſcher Denkart beurtheilt, muß jener verlieren. Aber nun kritiſire mir einmahl ein jüngerer Scaliger den Virgiel, nach

deut-

deutſchen Sitten, aus dem Cirkel der Qviriten, wo er ſeine Aeneide vorlaß, herausgehoben; wie viel wird der Schwan von Mantua noch übrig behalten, was er in Leipzig ſingen könnte? Oder wie wenig? — So vergleiche ich die gegenſeitigen Urtheile der Franzoſen und Engelländer über die Henriade und über das verlohrne Paradies. Ueber dieſes hat mancher geſchmackvolle Marqvis ſich krank, oder geſund gelacht; der Lord ſtudirt es und hebt es mit einer Ehrfurcht, die beynahe Aberglauben iſt, ſo auf, wie der türkiſche Pfaffe ſeinen Koran. Die Henriade hat, vielleicht bey mindern Verdienſten, ein ähnliches Schickſal. Der Deutſche läßt ſie durch Herrn **Elias Caſpar Reichard** überſetzen; der Engelländer verachtet ſie und einer der vornehmſten Kunſtrichter unter den Inſulanern verſpricht ihr kein langes Leben. Dagegen ſagt noch in dieſem Jahre ein gewißer d'Uſſieux: *) Virgile tiendrait à honneur d'aſſocier la Henriade à l'E'néide. — Et Mr. de Voltaire eſt peut-être le ſeul Poëte épique depuis Virgile, qui ait vu donner à ſon ouvrage les Eloges qu'il merite. — Widerſprechender könnten dieſe Urtheile gewis nicht ſeyn. Ein anderer Kunſtrichter würde Partie nehmen; ich aber nehme keine und laße jedem ſeinen Geſchmack. Beyde haben Recht; die

*) Eſſay ſur l'Etat actuel de la litterature françoiſe, (ein trocknes Werkgen.) S. 29 f. f.

Henriade iſt für den Franzoſen, Milton für den Engelländer und für die, deren Genie eine brittiſche Wendung hat. Ein jeder kan alſo dem andern das ſeinige laßen und das, was ihm gehört, für ſich behalten.

Darf ich nun noch fragen, ob einige Regeln der Kunſt und der Poeſie veränderlich ſind? Allerdings, der Archivar mag ſagen was er will, giebt es Schönheiten, die nur der Nation, des Ortes und der Zeiten ſind, nicht gleich alt mit den Sachen, und oft nur die Geſetze unſerer Welt, unſerer Sprache, unſerer Philoſophie — die jüngſten Schönheiten, wie wir, zu reden mit Herrn Johann Jacob Bodmer, die jüngſten Kunſtlehrer ſind. Man kan wohl, wenn man will, aus den veränderlichen Regeln der Kunſt höhere Grundſätze abſondern, die allgemein und nothwendig ſind. Man kan, zum Beyſpiel, dem Dichter, dem Mahler das Geſetz einſchärfen: Richtet euch nach dem Geſchmack eurer Zeit, eurer Nation, wiefern ſolcher nicht dem allgemeinen Geſchmacke der Menſchheit geradezu widerſpricht. Aber es iſt ein metaphyſiſcher Betrug, wenn man ſo unbeſtimmte Regeln für brauchbare Regeln der Schönheit verkaufen will. Lieber gleich das eingeſtanden, was nicht zu leugnen iſt, daß die Poeſie die Biegſamkeit eines Hofmanns hat, der

immer eine Tinctur von dem annimmt, was um ihn herum iſt, und die Kunſt verſteht, ſich alle mögliche Geſtalten zu geben, nur keine ſolche, in welcher er lächerlich wird.

Wie ſind aber die veränderlichen Regeln der Kunſt von denen zu unterſcheiden, die keine Ausnahme leiden, die ewig, wie die Weſen der Dinge und älter als die Welt ſind? Theils durch das Gefühl einer innerlichen Nothwendigkeit, etwas für ſchön oder häßlich zu halten; theils durch das Urtheil des Publicum zu verſchiedenen Zeiten, an verſchiedenen Orten, unter verſchiedenen Umſtänden. Das erſte Merkmahl iſt vom Longin und das andere vom Dübos. „Durch das wahrhafte Hohe, ſagt jener, (und was er vom Erhabenen ſaget, gilt auch vom Schönen) wird die Seele von Natur entzückt und eine Stelle kan unmöglich erhaben ſeyn, die ein Mann, der Geſchmack und Gelehrſamkeit hat, einigemahl anhöret, ohne durch dieſelbe gerührt zu werden.„ Wir bemühen uns zuweilen etwas zu tadeln, etwas häßlich zu finden; und wir fühlen troz aller Bemühung, daß eine innere Stimme uns ſagt: dies iſt ſchön! In dieſem Falle können wir verſichert ſeyn, daß die Regel, welche aus einer ſolchen Empfindung gezogen wird, würklich allgemein iſt.

Geſetzt aber, daß unſer Urtheil uns ſelbſt nicht zuverläßig genug ſcheint, daß wir ſelbſt in uns ein Mis-

trauen

trauen ſetzen; gut! wir wollen alſo das Publicum zu Rathe ziehen, von welchen Dûbos ſchon längſt uns verſichert hat, daß es von Werken der Kunſt beßer urtheilt, als alle Kunſtrichter. Unter dem Publicum (wenn ſein Urtheil völlig allgemeine Regeln feſtſetzen ſoll) verſtehe ich alle geſchmackvolle Leute von Anbeginn der Welt, oder der Schriftſteller an bis auf dieſe letzte betrübte Zeit und alle Zeiten, die noch folgen werden. Was dieſe einſtimmig, oder wenigſtens, wenn vielleicht einige noch von Parteylichkeit verführt worden, durch die Mehrheit der Stimmen für ſchön erklären, das iſt ſchön. Bey einer Uebereinſtimmung von tauſend empfindenden Seelen kan man tauſend gegen eins wetten, daß man nicht irren werde, wenn man eben ſo urtheilt wie ſie. Ich rede von Schönheit, nicht von Wahrheit; denn dieſe hat in gewißen Fällen weniger Macht über die Menſchen als jene.

Dies iſt der Grund, auf welchen ich in einigen folgenden Briefen an meine Freunde bauen werde. Ihnen, mein Theureſter Herr, unterwerfe ich meine pſychologiſchen Träume; und ich geſtehe es gern, daß ich bey Ihrem Urtheile nicht gleichgültig ſeyn kan. Ohne Verbeugungen, aber mit aufrichtiger Geſinnung bin ich u. ſ. w.

Vier=

Vierter Brief

an den Herrn Canzleydirector

Wieland.

Vierter Brief

an den Herrn Canzleydirector

Wieland.

Sie können nicht glauben, mein theureſter Freund, wie ſehr ich mich freue, daß nach Geßnern und Zimmermannen ich der dritte bin, der Ihren Idris geleſen hat. Ein Stück des vortreflichen Gedichts hatte vorher ſchon Herr Klotz in ſeiner deutſchen Bibliothek abdrucken laßen; allein mit Recht klagen die meiſten Leſer, daß dieſes Fragment für ſie zu dunkel ſey, weil es zu ſehr aus der Verwickelung der Begebenheiten herausgeriſſen iſt. Alle aber wünſchen mit Einem Munde, das Ganze zu ſehen und noch nie iſt wohl von dem feinern Theile des Publici ein Werk ſo begierig erwartet worden, als dieſer Idris, den ich jetzt in meinem Pulte habe. Nur noch ein einzigesmahl muß ich ihn durchleſen;

und dann mit der nächſten Poſt ſchicke ich die Handſchrift an Herrn Weiße, der ihren Eingang in die gedruckte Welt befördern wird.

Was Zenidens Bild für Ihren Idris und für Don Sylvio die Geſtalt ſeiner unbekannten Prinzeßin war; das iſt für mich meine Grille von der Veränderlichkeit der Empfindung des Schönen und Häßlichen. Ueberall find ich ſie, auch wenn ich ſie nicht ſuche; ſie läßt ſich einholen, ohne daß ich ihr nachlaufe; immer verfolgt mich der Gedanke und beynahe:

il monte en croupe et galope avec moi.

Geſchwind muß ich alſo eine Stelle aus dem Idris abſchreiben, die mir ſo erwünſcht iſt, als wenn ſie mit Fleis mir zu Gefallen gemacht wäre. Zerbin (im dritten Geſange) war unter Gnomen erzogen worden, ohne jemahls eine menſchliche Geſtalt als die ſeinige geſehen zu haben. Er mag ſelbſt reden:

Hier war es, wo ich mir bewuſt zu ſeyn begann.
Hier wuchs ich, ohne zu erfahren,
Wer mir das Leben gab, vom Säuglingsalter an,
Von menſchlicher Geſtalt geſondert, unter Schaaren
Grotesker Gnomen auf, und war mit achtzehn Jahren
Von allen Höflingen des Königs Cormoran,

Der

Der Damen Urtheil nach, geziert mit allen Gaben,
Die ein VerjährungsRecht an ihrer Gnade haben.

Zerbin fand unter den GnomenMädgen vielen Beyfall, und der Vorzug, den er vor ihren misgeſchaffenen Stutzern hatte, machte ihm mehr Herzen unterthänig,

Als je ein junger Herr, der aufs Erobern zog,
Auf Einen Blick erlegt zu haben log.

Allein GnomenLiebe konnte für ihn keine Reize haben;

Man kennt die Reizungen, womit Gnomiden prangen;
Zum mindſten waren ſie, mein junges Herz zu fangen,
Sich einen Ueberfluß von Lieblichkeit bewuſt;
Hier trotzten mir zwo kupferfarbne Wangen,
Hier ein geſpaltnes Kinn, dort eine breite Bruſt.
Für einen dritten war ihr Wettſtreit eine Luſt;
Doch mich, den unverletzt ſo viele Pfeile trafen,
Mich hinderten ganz andre Träum' am Schlafen.

Nämlich eine dunkle Ahndung ſagte es ihm, daß es Geſchöpfe gäbe, die ihm ähnlicher wären, als die, welche er um ſich herum ſah, und daß er gemacht ſey, etwas beßers zu lieben, als Gnomiden.

Ein kleiner Zufall lehrte mich
Um dieſe Zeit mein Herz noch beßer kennen.

Der junge Gnom, mein Freund (das heißt, den ich
Genöthigt war, aus Mangel ſo zu nennen)
Fieng an, für ein Geſchöpf, das einem Aeffgen glich,
(Doch nur in meinem Aug') in voller Glut zu brennen.
Denn in der GnomenWelt geſtand ihr ſelbſt der Neid
Den Preiß der Liebenswürdigkeit.

Wir ſtritten oft, wenn er mit aller Schwärmerey
Der Leidenſchaft mir ſchwur, daß ihre AdlersNaſe
Der Thron des LiebesGottes ſey,
Und daß kein FrühlingsWind aus rundern Backen blaſe;
Mir ſchien es, wenn ich ihn ſo reden hört', er raſe,
Ihm ſchien mein Urtheil Raſerey.
Wir ſahen uns nie, ohne uns zu zanken;
Doch mir erweckte dies beſondere Gedanken.

Wie, dacht ich, müßt ein Mädgen ſeyn,
Mir Aug und Herz zugleich zu rühren?
Kan dieſen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und ſeine Venus iſt ein Mißgeſchöpf? — doch nein!
So will es die Natur: ihr Trieb iſt allen Thieren
Gemein; ein jegliches nimmt ſeines Gleichen ein;
Der Pfau gefällt dem Pfau; die ungeſtalte Eule
Findt ihren Gatten ſchön, glaubt, daß er lieblich heule.

Und

Und wer unter allen hat nun Recht? Zerbin, der Gnome, der Pfau, oder die Eule? Alle, alle haben Recht, wenn nur jeder bey ſeiner Empfindung, bey ſeinem Geſchmacke ſich beruhigt und nicht das Urtheil eines andern deswegen verdammet, weil es dem ſeinigen widerſpricht. Sind dies nicht, mein Freund, eben die Gedanken, die Sie ſchon an einem andern Orte in einem Geſpräche zwiſchen Ich und Du vorgezeichnet haben? Ich muß die Stelle nur auch abſchreiben, wenn es gleich unſchicklich ſcheinen dürfte, daß ich Sie aus Ihren eigenen Büchern unterhalte.

„Es iſt ſchon längſt beobachtet worden, daß das Terentianiſche: tu ſi hic eſſes, aliter ſentias, wenn der gehörige Gebrauch davon gemacht würde, ein faſt allgemeines Mittel gegen alle die Widerſprüche, Irrungen und Zwiſtigkeiten wäre, die aus der Verſchiedenheit und dem Zuſammenſtoß der menſchlichen Meinungen und Leidenſchaften zu entſtehen pflegen.

Für einen bloßen Zuſchauer der menſchlichen Thorheiten, wenn es anders einen ſolchen giebt, kan nichts luſtigers ſeyn, als eine ganze wohl policirte Geſellſchaft von moraliſchen Egoiſten beyſammen zu ſehen, wovon immer der eine dem andern ſeine Perſonalität ſtreitig macht, und nichts geringers zu fordern ſcheint, als daß

alle andere in allen Sachen und zu allen Zeiten gerade ſo empfinden, denken, urtheilen, glauben, lieben, haßen, thun und laßen ſollen, wie er; welches in der That eben ſo viel ſagen will, daß ſie keine für ſich ſelbſt beſtehende Weſen, ſondern bloße accidentia und Beſtimmungen von ihm ſelbſt ſeyn ſollen.

Es iſt wahr, unter allen dieſen Egoiſten iſt keiner unverſchämt genug, dieſe Forderung geradezu zu machen; aber indem wir alle Meinungen, Urtheile, oder Neigungen unſerer Nebengeſchöpfe für thöricht, irrig und ausſchweifend erklären, ſobald ſie mit den unſrigen in einigem Widerſpruche ſtehen: was thun wir im Grunde anders, als daß wir ihnen unter der Hand zu verſtehen geben, daß ſie unrecht haben, ein Paar Augen, ein Gehirn und ein Herz für ſich haben zu wollen.

Warum gefällt Ihnen dies, mein Herr?

Ich kan Ihnen keine andere Urſache davon geben, als weil es mir gefällt.

Aber ich kan doch unmöglich begreifen, was Sie daran ſehen, das Ihnen ſo ſehr gefällt. Ich für meinen Theil —

Gut

Gut mein Herr! das beweißt nichts; als daß mir etwas gefallen kan, das Ihnen misfällt. — —

Erhitzen Sie ſich nicht, meine Herren, ſagte ein Dritter, der dieſem Streite zwiſchen Ich und Du zugehört hatte. Sie könnten noch einen halben Tag diſputiren, ohne daß einer den andern bekehren würde — und wißen Sie wohl warum? — die Urſache iſt ganz natürlich — weil Sie beyde Recht haben.

Tu ſi hic eſſes, aliter ſentias. „ *)

„ Der Ich, ſagt Ihr Ulmiſcher Landsmann Abbt bey „ dieſer Stelle, ſcheint die Sache ein bißgen zu weit zu „ treiben. Denn wenn der erſte beſte Anſchein, den „ jeder von einer gewiſſen Sache bekömmt, hinreichend „ iſt, ihre Güte in Abſicht auf ihn zu entſcheiden, wenn „ kein anderer weiter darüber urtheilen kan: ſo giebt es „ gar kein billiges Geſetz mehr, keine gerechte Forde„ rung mehr an die Menſchen. „

Wenn von Güte, wenn von Handlungen die Rede iſt, welche den Geſetzen unterworfen ſind; dann mag der Cenſor Recht haben. Aber der Ich hat auch

 Recht,

*) Abentheuer des Don Sylvio von Roſalva, 5tes Buch, 7tes Capitel, S. 351. f. f.

Recht, wenn er bloß ſolche Dinge verſteht, die für den Richterſtuhl des Geſchmacks gehören. Sein Geſchmack muß es entſcheiden, was für **ihn** ſchön ſeyn ſoll; mag doch der **Du** anders urtheilen; was gehet das uns an, die wir weder **Ich** noch **Du** ſind?

Warum verlachen wir nun den **Schwarzen**, der in eine ſchwarze Schönheit mit gepletſchter Naſe und aufgeworfenem Munde ſo verliebt iſt, als wir andern in unſere roſenwangichten Mädgen? Nach der Verſchiedenheit des Erdſtrichs iſt die Bildung der Menſchen verſchieden, und unſere Urtheile von der Schönheit richten ſich immer nach dem, was unter uns gewöhnlich iſt. Der Mohr ſchafft ſich alſo in ſeiner Phantaſie das Bild der vollkommenſten Mohrin, wie etwa wir in der nackenden Venus die ſchönſte Geſtalt erblicken, die unter **unſerm** Himmel gedacht werden kan. Der Gang, das äußerliche Betragen, der Anſtand, die Gebräuche haben bey jeder Nation gleichfalls ihre einheimiſche Form; alles ausländiſche iſt dieſer Nation fremd und ſie mus ſehr demüthig ſeyn, ſehr zur Nachahmerin geſchaffen, um es zu bewundern. Wenn ſie patriotiſch denkt, ſo liebt ſie ihre eigenen Sitten und dieſe ſind der Entſcheidungs-Grund, nach welchen ſie ausſpricht, was **für ſie** ſchön oder häßlich iſt. Es ſey, daß ſich einige völlig allgemeine Regeln angeben laßen, nach welchen der Geſchmack, wenn er richtig ſeyn ſoll, in dergleichen Punkten zu leiten iſt; und vielleicht ſehn wir in unſern theorienreichen

Zeiten

Zeiten noch eine Theorie der Complimente, der Dormeuſen und des Haarputzes. Die Regeln für die Eine Nation, mit Erlaubniß des Herrn Beaumont Coëffeur dans les quinze-vingts, ſind doch nicht immer für die andere gemacht; und es bleiben, nach allen Theorien, noch Fälle genug übrig, in welchen allein der Geſchmack entſcheiden muß, nicht der allgemeine, ſondern der Geſchmack der Zeit und der Nation. Will hier Ein Volk dem andern ſeinen Geſchmack aufdringen, ſo handelt es wie ein Kopf à la Cabriolet, der es nicht leiden will, daß ein anderer à la Meaupeau geputzt iſt. *)

Noch ſinnlicher iſt der Unterſchied bey ſolchen Dingen, die ganz, oder zum Theil für menſchliche Bedürfniße beſtimmt ſind; dergleichen ſind Kleidungen, Gebäude und Gärten. Kleidungen und Gebäude braucht der Italiäner, ſich abzukühlen; der Ruße, ſich zu erwärmen. Die Idee des Nutzens und des Endzwecks vermiſcht ſich in ſolchen Fällen mit der Idee der Schönheit und erzeugt eine Menge von Regeln, die für dieſe Nation eine Verbindlichkeit haben, für jene nicht haben. Setzt eine kühlende Grotte aus den römiſchen Weinbergen nach Archangel, und das Winterzimmer

 eines

*) Eine Stelle aus **Schmollets** Reiſen, die ſehr zu meinem Zwecke dient, iſt zu natürlich, als daß ich ſie abſchreiben könnte. Wer nicht ekel iſt, der mag ſie (S. 42 bis 45.) ſelbſt ſuchen.

eines Rußiſchen Gouverneurs nach Capua; wie lächerlich! werdet ihr ſagen. — Wäre es aber wohl beßer, wenn einige Grade vom Nordpol Paläſte nach italiäniſcher Bauart aufgeführt würden?

Mit dem ſittlichen Ideale und den moraliſchen Geſinnungen hat es eine ähnliche Bewandniß. Alle Urtheile der Menſchen über ſolche Punkte fließen aus ihrem nationalen Charakter und aus ihrer beſondern Denkart; ſie entfernen ſich alſo ſo weit von einander, als verſchieden die Miſchung der einzelnen Züge zur Bildung des ganzen Charakters iſt. Wer den Geiſt des Spaniers kennt, den wird es nicht befremdden, daß ein Don de la *** den Meuchelmord für erlaubter hält, als den Zweykampf; daß der Vater ſeinem erſten Sohne eine Frau, und den übrigen Beyſchläferinnen beſorgt; daß ein Edelmann mit Mantel und Degen ein Almoſen nicht heiſcht, ſondern als ein Darlehn bittet; daß ein arragoniſcher Bauer zugleich ſtolz, geizig und faul ſeyn kan, und daß der ſpaniſche Stutzer ſeinen Galawamms noch immer nach dem Muſter ſeiner erlauchten Ahnen zuſchneiden läßt. Der Franzoſe iſt flatterhaft, eitel, eingebildet, immer mit ſich beſchäftiget, höflich mit einer Beredſamkeit, wobey er nichts denkt, mit Worten, die ihm nichts koſten, auf eine unerträgliche Art dienſtfertig, aufmerkſam auf Kleinigkeiten, bey wichtigen Dingen leichtſinnig, verliebt und fühlbar auf der Oberfläche und unempfindlich im

Grun-

Grunde, heute dies, morgen etwas anders. So viel ſich dieſer auf ſeinen König einbildet, ſo ſtolz iſt der Engelländer auf ſeine Freyheit. Dieſe, auch da wo er ſie ſich nur einbildet, iſt ſein Steckenpferd; ſie trägt ihn fort und belebet alle ſeine Handlungen. Daher ein gewißer Eigenſinn, der ſich durch nichts lenken läßt, was das Anſehen eines Befehls hat. Daher ein heimlicher, nicht ſelten öffentlicher Stolz, den ſich der Britte wegen eines wahren, oder angeblichen Vorzugs über andere nicht ſo freye Nationen anmaßet. Daher und aus der natürlichen Melancholie der Engelländer die ſonderbare, anfangs kaltſinnige Laune, die ſie vor allen andern Geſchlechtern der Menſchenkinder auszeichnet. Wenn nun ein Dichter, der für ſeine Nation ſchreibt, ſich ihr gleich ſtellt, Erhabenheit und Niederträchtigkeit, Sitten und Anſtand nach ihren Begriffen formt; darf ihn ein fremder Kunſtrichter tadeln, der aus ſeinem Vaterlande andere ſittliche Ideen, andere Gebräuche, andere Grundſätze mit gebracht hat? Mit nichten! Shakſpear ſoll immer der Lieblingspoet der Engelländer ſeyn und bleiben; Don Lopez de Vegas der Spanier; Corneille der Franzoſen; wir wollen keiner Nation ihr Eigenthum rauben, aber auch für uns das unſrige behalten und nicht geradezu ſolche Originale nachahmen, die für uns nicht gemacht ſind.

Die Urſachen von dieſer Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Geſinnungen liegen theils in dem Cli-

ma, theils in der Mode, in dem Herkommen und in NationalVorurtheilen, theils in der Gewohnheit, andere nach der Gleichförmigkeit mit uns zu beurtheilen, und theils, wie ich ſchon berührt habe, in der Verſchiedenheit des Endzwecks bey ſolchen Dingen, über die der Geſchmack richten ſoll.

Ein heißes Clima giebt der Empfindung eine gewiße Trägheit, die aber in Heftigkeit übergehet, ſobald ſie geweckt wird. Ein gemäßigtes Clima bringt Geſchwindigkeit in den Geiſt, wie in den Körper; und ein kälteres mildert dieſelbe, mehr oder wenig, nachdem es weiter, oder näher vom Mittelpunkte abſteht. Wenn ich das Clima nenne, ſo verſtehe ich bloß den Abſtand vom Aequator; noch andere Umſtände tragen gleichfalls das ihrige bey zur Veränderung der Charaktere und der Denkarten. Dergleichen ſind die Luft und die Theile, die in ihr ſchwimmen, angränzende Meere, Flüße, Sümpfe, Berge, Thäler, Wildniße, Wälder, die NahrungsMittel, die Lebensart und hundert unwichtigere Dinge, die in die Naturgeſchichte der Menſchheit gehören. Es iſt, zum Beyſpiel, gewiß, daß die Seele der Beyhülfe des Körpers im Denken und Empfinden nicht entrathen kan; die Beſchaffenheit ſeiner Fibern und Nerven, des Nahrungsſaftes und der Lebensgeiſter wird alſo auf alle Würkungen der Seele einen merklichen Einfluß äußern. Jetzt ge-

ben

ben Sie einmahl einem Menſchen ein Jahrlang keine andere NahrungsMittel, als SchiffsZwieback, grobes Gemüße und dickes Bier; ich wette, ſeine Denkart wird bald den Speiſen, die er genießet, ſehr ähnlich werden. Kehren Sie die Diät um und ich hoffe, Sie werden entgegen geſetzte Würkungen ſpüren, wofern der Menſch, an welchem das Experiment gemacht wird, nicht ganz von der Natur verwahrloſet iſt. Wir andern alſo wollen es einem Menſchen, der grob ſpeißt, nicht verdenken, wenn er grob denkt; ſeine Seele kan ſich, in keiner andern Richtung, mit keiner andern Geſchwindigkeit bewegen, als nach welcher und mit welcher ſie geſtoßen wird.

Hätten wir ein Syſtem, eine Philoſophie der Mode, ſo würden wir ihre Herrſchaft in ihrem ganzen Umfange ausmeßen und es begreifen können, wie groß ihre Würkung auf unſern Geſchmack ſey. Oder vielmehr ſie ſelbſt iſt nichts anders, als unſer Geſchmack, wiefern er durch das Vorurtheil des Anſehens auf einen gewißen Punkt iſt gelenkt worden. Von Natur ſind wir geneigt, alles was über uns iſt, zu bewundern; und unſere Eigenliebe heißt uns es nachahmen, damit uns wieder andere bewundern ſollen, von welchen wir glauben, daß ſie unter uns ſind. Jeder Menſch hat in ſeinem LieblingsFache ein gewißes Ziel, welches er zu erreichen gedenket und er glaubt es dann

zu

zu erreichen, wenn er eben das thut, was andere vor ihm gethan haben, von welchen er überzeugt iſt, daß ſie ihn übertreffen. Laßt mir nun dieſe OriginalGenies ſeyn, ſo werden ſie ſich überall neue Wege bahnen, ſich dadurch Vorzüge erwerben, die andere nicht haben; und dieſe werden jenen nachlaufen, um nur das zu werden, was die erſten ſind. Wenn in einem Lande die Moden ſelten verändert werden, oder wenn es die ſeinigen allemahl aus andern Ländern herhohlen muß; ſo iſt dies allemahl ein Beweis, daß es wenige OriginalsGenies hervorbringt. Wohl verſtanden, daß ich nicht allein von den Moden in der Kleidung und im äußerlichen Betragen rede; die Litteratur, der Krieg, das Regiment haben ſo gut ihre Moden als der Zuſchnitt unſerer Gewänder und der Tact unſerer Verbeugungen. Auch unter dem PygmäenGeſchlechte der ſüßen Herren, zu ihrer Ehre ſeys geſagt, giebt es OriginalKöpfe, die durch ihre, ſo Gott will, wichtige Erfindungen Geſetzgeber für andere werden, die ihnen am ſchöpferiſchen Geiſte nicht gleichkommen. Oder wenn jene es nicht ſind, ſo ſind es ihre CammerDiener, ihre Schneider, ihre Putzmacherinnen und die übrigen Miniſter der Königin **Eitelkeit**. *) Nicht beßer gehet es uns, die wir von andern, die weniger wißen als wir, Gelehrte genennt werden, oder uns ſelbſt ſo nennen. **Wolf** demonſtrirte ſich zum großen Manne; und tauſend öde Köpfe liefen ihm nach, um eben ſo gros

*) S. Smollets Reiſen. S. 64. f. f.

groß zu werden, wie er. **Klopſtok** ward durch ein Bändgen Hexameter berühmt; ſeine Nachahmer ſchrieben Bände und wurden — nichts. Das ſchlimmſte iſt dies, daß insgemein das ſeruum pecus in den Moden bloß auf das äußerliche verfällt, wie ein Stutzer ſo ſchön zu ſeyn glaubt, als ein anderer, wenn er ſich, wie dieſer, à l'aile de pigeon friſiren läßt. So ſchufen Friederich und ſein großer Vater ein ganz neues Heer, zum Unglück gaben ſie ihren LandsKnechten kurze Röcke, und gleich glaubten andere, auch Preußiſche Krieger zu haben, wenn ſie die Kleidung ihrer Soldaten um ein Drittheil abkürzten. Auf dieſe Art entſtehen alle Moden; auf eine ähnliche Art gehen ſie unter. Ein Mann vom erſten Range ſchämt ſich, vermöge des Bewuſtſeyns ſeiner Größe, das auch zu thun, was er von andern wahrnimmt, die er verſchiedene Stufen unter ſich erblicket. Sobald alſo die Mode, die er angehoben hat, unter den Pöbel verfällt, ſo iſt ſie für ihn zu niedrig und er ſchafft durch ſein verändertes Beyſpiel eine neue, die nicht viel länger dauren wird, als die erſte. Wenn nun aber eine Mode ſich ſolange erhalten ſollte, (und wir haben einige Fälle, wo es geſchehen iſt) daß ſie ſelbſt mit der nationalen Denkart zuſammenflöße; dann wird ſie, wie das **Herkommen** in bürgerlichen Rechten, Kraft der Verjährung ſelbſt für den Geſchmack ein Geſetz, welches zwar in Colliſions-Fällen den allgemeinen Regeln der Schönheit nachſtehen muß, aber doch außerdem immer ſeine Verbindlich-

keit behält. Wir wollen von dieſer Bemerkung ſelbſt irrige Religionen nicht ausſchließen, die wir alle Moden aus der Nachahmung, mit Hinzufügung einer guten Doſis von Enthuſiasmus, entſtanden ſind. Wir wollen alſo den chineſiſchen Dichter, der mit der Zeit eine Confuciade ſingen wird, nicht nach ſolchen Regeln kritiſiren, die wir aus unſerm Klopſtok genommen haben; ſondern erſt die Denkart, die Gebräuche und die Religion ſeines Landes ſtudiren und dann über ihn richten, aber behutſam; nicht gleich ihn verdammen, beſonders da, wo wir argwohnen müßen, uns nicht genug in ſeinen Standort verſetzt zu haben. Wie würde es uns däuchten, wenn ein Journaliſt in Peking nach chineſiſchen Geſetzen die Meßiade beurtheilen wollte? Kehren Sie die Verhältniß um; ſo habe ich das, was ich will.

Ueberdies ſind wir gewohnt, immer die Dinge nach einer gewißen Gleichförmigkeit mit demjenigen zu meßen, was wir an uns ſelbſt wahrnehmen; auch dieſe Eigenſchaft des Menſchen, die immer eine Schwachheit ſeyn mag, verändert den Geſchmack und die Urtheile über das Schöne. Der Philoſoph ſetzt die Philoſophie, und gemeiniglich nicht die Philoſophie überhaupt, ſondern ſeine eigene zum Maasſtabe der Gelehrſamkeit: ſo macht es der Philolog, der Geſchichtskundige, der Dichter, der Litterator — und wer macht es nicht ſo? Wenn wir noch tiefer in unſere Natur ſchauen, ſo finden

den wir dieſes Vorurtheil ſelbſt in unſern Ideen von der Gewißheit, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Sittlichkeit und am meiſten von der Schönheit. Von dieſer abſtrahiren wir die meiſten Begriffe aus uns ſelbſt, oder aus dem, was um uns herum iſt; wie wollen wir dieſe einem andern aufnöthigen, der ſie aus ſich und aus dem nehmen kan, was um ihn her iſt. Einen weißen Menſchen hält der weiße Menſch aus eben der Urſache für ſchön, aus welcher der ſchwarze ihn häßlich findet. Und unſere weiße Menſchinnen können in dem Auge eines Mohren nicht ſchön ſeyn, er müſte denn, welches ich nicht hoffen will, ſeine mohriſche Natur gänzlich abgeleget haben. Abſtrahirte Geſetze dürfen auf nichts angewendet werden, als auf das, wovon man ſie abſtrahirt hat, oder auf etwas ähnliches, weil Dinge, die man mit einander vergleichen will, nothwendig homogen ſeyn müßen. Wie fern alſo mehrere Menſchen heterogen ſind, ſofern ſind es auch ihre Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit, ohne daß der eine ſagen kan, er allein habe Recht.

Von den abſtechenden Meinungen, die nach verſchiedenen Umſtänden aus der Verſchiedenheit des Endzwecks gewißer Dinge entſtehen, habe ich ſchon geredet. Der Americaner mahlt ſein Geſicht mit bunten Farben, nicht um liebenswürdig, um ſeinen Feidnen fürchterlich zu ſeyn. Die Schöne in Paris thut faſt eben das, nicht um fürchterlich, um liebenswürdig zu werden.

den. Abſcheulich iſt jener im Auge der letztern; lächerlich vielleicht dieſe im Auge des erſtern, und beyde für ſich ſelbſt ſchön genug. Jeder hat Recht, wenn er nur über ſich urtheilet, und Unrecht, ſobald er den andern tadeln will, weil er nicht iſt, wie er ſelbſt.

Wenn endet das Geſchwätz? wird ein Kunſtrichter fragen, der ſich nicht beſinnt, daß ein Schriftſteller gern lange von ſeinen LieblingsGrillen ſpricht, wie ein Verliebter mit ſeinem Mädgen, wenn gleich die Umſtehenden gähnen. — Doch ſoll es gleich enden, wenn ich nur zuvor die Anwendung deßelben auf die Dichtkunſt und auf die Critik gezeigt habe.

Nicht die bekannte Lehre vom Coſtume will ich hier noch einmahl vortragen, wenn ſie gleich in dieſes Fach gehöret und aus der Verſchiedenheit des Geſchmacks erklärt werden muß. Ich merke nur an, daß das Gewöhnliche nicht nur in einzelnen Theilen des künſtlichen Werks zu beobachten iſt, in den Charakteren, Kleidungen, Sitten, Reden und Handlungen der Perſonen; ſondern ſelbſt auf gewiße Art im ganzen Bau, in der Anlage, im Styl und im Tone. Ein Autor, der ſchreibt, um von ſeinen Landsleuten geleſen werden, muß ſoviel Condeſcendenz haben, daß er ihrem Geſchmacke, wenn er auch verderbt ſeyn ſollte, wenigſtens etwas nachgiebt, wenigſtens einigermaßen ſeine

Leyer

Leyer in dem üblichen Ton ſtimmt. Wenn alſo die Nation das colloſſaliſche, das ungeheure, das wunderbare liebt, ſo ſoll er, wie Milton, hierinnen ſich ihr gleichſtellen und gerade das zur Grundlage ſeines Werks machen, wovon er weiß, daß es die meiſten ſchmecken werden.

Erlaubt ſey es dagegen einem andern, einem Arioſt, in Betracht ſeiner Zeit und ſeiner Landsleute, das heroiſche und luſtige zu miſchen, poetiſche Erdichtungen mit Ammenmährgen, und ein ſo verwickeltes Ganzes zu ſchaffen, daß man beynahe eine Fee nöthig hat, um den Faden nicht zu verlieren. — Ich will ſelbſt Lohenſteinen ſeinen Schwulſt nicht ſo hoch anrechnen, als man insgemein zu thun pfleget, weil ich die Zeit kenne, in welcher er geſchrieben hat. Ampullas verlangte damahls der Leſer und ſesquipedalia verba; der Schriftſteller bequemte ſich nach dem Geſchmacke der Zeit, flocht aber in eine Reihe von übertriebenen Metaphern und Gleichnißen noch immer ſo viel gründliche Gedanken ein und oft ſo gut geſagt, daß wir darüber ſeinen Schwulſt leicht vergeßen können. — Die groſze Kunſt iſt freylich die, zugleich ſeinen Zeitgenoßen zu gefallen und auch ein Schriftſteller für die Nachwelt zu werden. Verſchiedene Werke ſind für die Zeiten und für die Umſtände, unter welchen ſie erſchienen, ſehr gut gemacht; allein mit den Zeiten ändern ſich die Umſtände und dann will und kan ſie niemand mehr leſen. Wer ließt jetzt

noch die Streitſchriften von der Wolfiſchen Philoſophie? Niemand, und bald wird auch niemand mehr Luſt haben, einen Blick auf die neologiſchen Wörterbücher, Aeſthetiken in einer Nuß, Vorſpiele, Bodmeriaden, Gniſſel, und andere gute, mittelmäßige und elende Schriftgen zu werfen. Liſcow iſt ſchon faſt vergeſſen, weil die elenden Skribenten vergeſſen ſind, die er an den Pranger ſtellte und weil man ihn nicht verſtehen kan, ohne einen Sievers, Philippi, Rodigaſt und Manzel zu kennen, die man vielleicht nicht kennen will. Wenn aber ein Autor klug genug iſt, um durch allgemeine Schönheiten die unter die beſondern für ſeine Nation mit Weißheit hingeſtreuet werden, ſein Werk für alle Leſer und zu allen Zeiten intereßant zu machen; dann kan er ſtolz auf den Beyfall der Nachwelt und gewis ſeyn, daß ſie ſeinen Nachlaß als ein Heiligthum bewahren wird. So Swift, der ſelbſt in ſeinen perſönlichen Satiren noch allgemein genug iſt, um auch von uns, die wir nicht ſeine Landsleute ſind, und von unſern Enkeln geleſen, verſtanden und bewundert zu werden. So Liſcow in ſeiner Schrift von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, die eigentlich eine ganz beſondere Veranlaſſung hatte und nur durch die Wendung allgemein wurde. Und ſo Abbt in ſeinem Auto da Fe', einer Satire, die völlig untadelhaft ſeyn würde, wenn ſich ihr Verfaſſer hätte überwinden können, einige allzuperſönliche Züge und einige Anſpielungen auf heilige Dinge hinwegzulaßen.

Für

Für den Kunſtrichter iſt die Beobachtung von der Veränderlichkeit des Geſchmacks faſt wichtiger noch, als für den Poeten, dem ohnehin, wenn er ein guter Poet iſt, ſein Genius die nöthige Biegſamkeit giebt, durch welche er ſich und ſein Werk nach den Umſtänden der Zeit und des Orts zu formen weiß. Aber das kritiſche Geſchlecht iſt insgemein ſteif, weniger fähig zu empfinden und ſo zu empfinden, daß es ſich in fremde Ausſichten verſetzt, als nach einigen wohlhergebrachten Regeln alles zu verdammen, was es für einen Fehler wider die Regel hält, da es doch oft nur eine Ausnahme iſt. Mit der Erlaubniß dieſer Herrn, verlange ich alſo, daß man nicht eher einen Dichter tadle, als biß man ſich völlig in ſeinen Standort hineingedacht hat, in die Umſtände, in welchen, in die Nation, für welche, in den Gegenſtand, von welchem er dichtet, daß man ihn nicht nach Geſetzen beurtheile, die aus dem Ariſtoteles, Scaliger, Boſſû, d'Aubignac citirt werden, ſondern nach ſolchen, die man theils aus der allgemeinen menſchlichen Natur, theils aus derjenigen Natur ſchöpft, die nach den Umſtänden veränderlich iſt; daß man nicht alles verwerfe, was uns nicht gefällt, und was vielleicht andern mit

Recht gefallen konnte; und endlich daß man nicht den Werth Eines Dichters durch oft gehäßige Vergleichungen mit andern auf eine niedrigere Stufe herabſetze. Dinge, die man vergleichen will, müßen homogen ſeyn; und zween Dichter ſind es niemahls, wenn ſie beyde viel Genie haben, es ſey denn, daß der zweete geradezu es unternimmt, Copiſt des erſten zu werden. Vergleicht man ſie aber, weil man vielleicht eine ganz geringe Aehnlichkeit zwiſchen beyden wahrnimmt, ſo muß allemahl derjenige gewinnen, von dem man es vorher wünſchte, daß er gewinnen ſollte; oder, wenn man noch ſehr unparteyiſch iſt, derjenige, deßen Werk man als die Baſis annimmt, das Gedicht des andern dagegen zu halten und ſeinen Werth abzuwägen. Scaliger wuſte es nach ſeiner Prädilection für den Virgil gewiß vorher, daß dieſer den Homer weit übertreffen müſte, noch ehe er die Parallele würklich gezogen hatte. Und wenn man dem Homer zur Rechten legt, den Virgil zur Linken, den Scaliger in die Mitten und ſo bey aufgeſchlagenen Büchern ſeine Critiken prüft; dann findet man insgemein, was ich ſchon mehrmalen bemerkt habe, daß beyde Recht haben; Homer, nicht zu

ſeyn

ſeyn wie Virgil, und Virgil, nicht völlig zu ſeyn wie jener. Ich ſehe es nicht gern, daß ein ſcharfſinniger Kunſtrichter es noch vor kurzem durch ſein Beyſpiel erwieſen hat, wie ſehr ſolche Parallelen verunglücken können, wenn ſie nicht mit vieler Behutſamkeit fortgeführt werden. *)

Wie würde es Ihnen, mein Freund, gefallen, wenn ich Ihren Agathon mit dem Heliodor, die komiſchen Erzählungen mit Lafontäne, den Roſalva mit Donqvichotte, Idris mit dem Roland und den Muſarion Gott weis mit was vergleichen wollte? In einzelnen Stellen mag es ſeyn; aber im ganzen, in der Anlage, in der Schreibart, im Tone — ums Himmels willen nicht! Und gleichwohl ſind die Kunſtrichter im Durchſchnitte genommen zu nichts aufgelegter, als zu ſolchen Vergleichungen. So heiſt es zum Beyſpiel: „die Stellung „iſt vom Cervantes und die Farbenmiſchung vom Fielding„ — oder „der Verfaßer hat ſich bald Fontänen, bald Corbillon, bald Marmonteln, bald einen „andern zu erreichen vorgeſetzt„ woher, um Verge-

*) Der Verfaßer der Fragmente über die deutſche Litteratur.

bung, dieſe Anekdoten? Und cui bono? Iſt es nicht vernünftiger, dieſen Autor allein zu betrachten und den Geiſt ſeines Werks zu erhaſchen *), als ihn mit Originalen zu vergleichen, an die er, um ſie nachzuahmen, vielleicht gedacht, vielleicht auch nicht gedacht hat?

Ich eile, an meinen Jacobi zu ſchreiben. Tauſendmahl umarme ich Sie, mein theureſter Freund! Leben Sie wohl!

*) ſaiſir l'eſprit de l'ouvrage.

Fünfter Brief

an den Herrn Profeſſor

Jacobi.

Fünfter Brief
an den Herrn Profeſſor
Jacobi.

Den Augenblick liegen aufgeſchlagen drey allerliebſte Bücher vor mir, alle dreye Geſchenke von Ihnen, mein **theureſter Jacobi**; die Romanzen des Gongora und zween Bände Briefwechſel zwiſchen Ihnen und Ihrem Gleim. (laßen Sie mich immer ſagen, daß er auch ein wenig der meinige iſt) — Ich leſe dieſe Schriften mit Vergnügen und eine jede Stelle, die ich auch ſchon vorher geleſen habe, hat heute neuen Reiz für mich. Aber doch iſt es mir, wenn ich nun die Bücher wieder hinweglege, als wenn mir noch etwas fehlte und als wenn ich noch ein Werk von Ihnen verlangen ſollte, welches Sie,

wo ich nicht irre, mir und den Herren Klotz und Meuſel einmahl verſprochen haben. Wo bleibt die Fortſetzung der Meinhardiſchen Verſuche über die Italiäner? Sind Sie zu ſehr mit Ihren Greſſet und Chaulieu, zu ſehr mit Gleim und Freundſchaft und idealiſchen Mädgen beſchäftiget, um unſere Hofnung zu erfüllen? Nein, mein Freund, das leide ich nicht; ich nehme ſie bey Ihrem Worte und drohe, wenn ſie es nicht halten, Sie bey Gleimen und allen Amorn und Amoretten zu verklagen. Ich wüſte auch niemanden, der ſo gut für ein ſolches Unternehmen geſchaffen wäre, als eben Sie. Eine tiefe Einſicht in beyde Sprachen, ein feines Ohr, fähig den Wohlklang des welſchen Dialekts zu empfinden und in den unſrigen überzutragen, ein zartes Gefühl für die höheren Schönheiten der Poeſie, ein richtiger Geſchmack, und eine hinlängliche Känntniß der italiäniſchen Litteratur; dies ſind ohngefehr die Eigenſchaften, die man haben muß, um etwas anders als Bachenſchwanz, um ein Meinhardt zu werden. Und wenn Sie auch Ihre Beſcheidenheit und Ihr Mistrauen auf ſich ſelbſt abhalten ſollte, zu glauben, daß Sie dieſe Talente beſäßen; ſo getraute ich mir allenfalls, bey Ihnen ſelbſt Bürge für Sie zu werden. Das Publicum würde mich freylich nicht dafür annehmen und mein eigenes Capital nicht für hinreichend zu einem ſolchen Vorſtande erkennen. Allein eben dieſes Publicum — wird ſich ſelbſt unterſchreiben, ſobald von Ihnen und von dem Werke die Rede iſt, wozu ich ſie gern bewegen möchte. In der That,

Ihre

Ihr Gongora und Ihre Anmerkungen über das Buch des Herrn Meinhards, die das beſte Stück ſeines Denkmahls ſind, geben Ihnen den erſten und vornehmſten Anſpruch darauf. Beſonders haben Sie durch einen vertrauten Umgang mit Ihrem Schriftſteller ſich ſo ſehr in ſeine Denkart und an ſeinen Standort geſetzt, daß alle Ihre Critiken, nicht fremd, ſondern würklich einheimiſch und für den Spanier national ſind. Und dieſe Kunſt, ſich in fremde Ausſichten zu verſetzen, iſt ſie nicht die Haupteigenſchaft des andern Meinhards, den wir hoffen? dem Kunſtrichter ſo nothwendig, als dem Poeten?

Dem Poeten, damit im Ganzen und in einzelnen Zügen ſtets ihm alles auf eine geiſtige Art gegenwärtig ſey, was zur Anlage ſeines Gedichts und zur Ausbildung deßelben gehört, der Charakter ſeiner Perſonen, die Umſtände der Zeit und des Ortes, die Beſchaffenheit der Scene, die ganze Reihe der Begebenheiten, ſelbſt äußerliche Verhältniße, zum Beyſpiel, die Leſer, die er haben wird und haben kan.

Dem Kunſtrichter, damit er völlig in eben dem Geiſte leſe, in welchem der Autor gedichtet hat; nicht dieſem ein falſches Ideal unterſchiebe; nicht ihn nach fremden Regeln beurtheile, die er nicht beobachten wollte, nicht durfte; damit er endlich nicht derjenigen Empfin-

pfindung folge, die er als deutſcher Kunſtrichter des achtzehendten Jahrhunderts hat, ſondern derjenigen, die er haben würde, wenn er unter ſolchen Umſtänden Kunſtrichter wäre, unter welchen der Dichter geſchrieben hat.

In fremde Länder, in die mythologiſche Welt, in andere Zeiten, in fremde Geſinnungen, Handlungen und Charaktere, ſelbſt in die Nachwelt zuweilen muß ſich der Dichter verſetzen, nachdem es die Materie befiehlt, die er bearbeitet. Der Leſer folgt ihm gern überall nach, wohin er ihn auch führen mag; nur ſind wir geneigt, überall aufzumerken, ob auch unſer Geleitsmann die rechte Straße weiß und ob er nicht zuweilen nach einheimiſchen Wegen zurückkehrt, da er verſprach, in fremden Gefilden zu wandeln. Gern ſchiffen wir mit Kleiſten über das Baltiſche Meer, nahe an dem Nordpole ein lappländiſches Lied zu ſingen; gern ſehen wir es, wenn Gerſtenbergs Mohr fühllos in der lybiſchen Wüſte harret,

daß der Sand
Die Ferſen ihm verzehrt; und ſeine Seufzer wecken
Die Tyger dieſes Hayns, die durch den Durſt entbrannt,
Weh ihm! ſein Blut von ferne lecken.

Und, noch lieber als in Reiſebeſchreibungen, erblicken wir die Beſchaffenheit des Landes, der Einwohner und

der Sitten von America in dem vortreflichen Liede, welches die Tänzerinnen der Almeria ihrer Prinzeßin ſingen, nach der Dollmetſchung unſers Zachariä:

Singt, o Geſpielen, ſingt ein würdig Lied
Der Kayſertochter, die ihr jetzt im Tanz
Umſchloßen haltet! Montezumens Stolz,
Sein Ebenbild iſt ſie! ſingt ihr ein Lied!

Erheitre dich rings um ſie her, Natur!
Ihr Winde, die ihr von dem Andes haucht,
Weht ſanfter! ſenge nicht mit heißem Strahl,
O Sonne, ſie! Orangen, duftet ihr!
Almeria luſtwandelt in dem Hain.

Almeria, wie dunkles Ebenholz
Iſt dein Geſicht; die Wolle von dem Baum
Iſt nicht ſo kraus, als wie dein ſchwarzes Haar;
Dein Federſchurz iſt bunter als die Luft,
Wenn ſie bemahlet wird vom Morgenroth;
Iſt ſchöner, als des Regenbogens Glanz,
Der über Mexico ſich ſchimmernd wölbt.

Leih deine Sternenaugen, ihr zum Schmuck,
O königlicher Pfau! ihr, Colibri,
Reicht ihr die Federn von Azur und Gold.
Mit Purpurmuſcheln wollen wir dein Haar,
Almerie, erhöhn, und Perlenreihn
Dazwiſchen flechten; und ein Blumenbuſch,
Von Diamanten ſchmücke deine Stirn!

So ſoll der Jüngling, welcher aus dem Blut
Des großen Montezuma ſtammt, dich ſehn.
Er, ſchön, und tapfer wie der Krieges Gott,
Trägt deine Feßeln, o Almeria!

Man ſollte glauben, der Dichter wäre ſelbſt in Mexico geweſen, der ſich ſo in die Laune der americaniſchen Mädgen hineindenken kan. Faſt iſt es noch leichter, ſich in die erdichtete Welt zu verſetzen, als in eine würkliche, in welcher wir Fremdlinge ſind und die wir vielleicht nicht geſehen haben; leichter in irgend eine Mythologie, mit welcher wir uns eher durch die Hülfe einiger Schriftſteller familiariſiren können, als über den Ocean in ein Land, das wir aus einigen ohne Geſchmack beſchriebenen Reiſen nur halb kennen lernen. Die mythologiſchen Geſchöpfe findet der Dichter ſchon völlig zu ſeinem Gebrauche zubereitet, vollkommen ſinnlich, mit allen ihren Attributen, mit ihrer ganzen Geſchichte. Würkliche Weſen aber ſind noch roher Stoff, der erſt, um gefällig zu ſeyn, für die Kunſt zu verarbeiten iſt. Ein weiſer Poet wird alſo oft würkliche Begebenheiten durch eine Hindeutung auf die Fabel ſinnlicher machen, und poetiſcher durch ein allegoriſches Gewand, welches er ihnen umhängt; wie Ramler durch den Herkules ſeinen König bezeichnet und die Feinde ſeines Königes, durch den nemäiſchen Löwen, durch die Hydra, durch das kriechende Seethier, durch die

die Stymphaliden und durch die theaziſchen Roße *) In dieſem Falle erwählt der Poet eigentlich einen mittlern Standort zwiſchen der Würklichkeit und der Erdichtung; eine Anhöhe, von welcher er beyde überſehen kan; und ſo bald er irgendwo Aehnlichkeit erblickt, ſo iſt er ſchlau genug, den Leſer bloß auf die Fabel zu weiſen, weil er ihm das Vergnügen machen will, die Vergleichung ſelbſt anzuſtellen und das übrige hinzuzudenken. Für den Beyfall aber, welchen der Dichter von uns zu gewarten hat, verlangen wir eine doppelte Wahrheit ſeiner Allegorie; Wahrheit der Fabel, das heiſt, Beybehaltung aller der Beſtimmungen, welche die Mythologie den handelnden Weſen gegeben hat; und Wahrheit der Vergleichung, oder Uebereinſtimmung der Fabel mit der Geſchichte. Dieſe Forderungen ſchränken freylich den Künſtler ein; allein deſto mehr Lob verdient er, wenn er ſolche Schwierigkeiten glücklich überſtiegen hat **).

Mehr

*) Eine Allegorie, die als Allegorie in Rückſicht auf ihre Bedeutung gut iſt, an welcher aber doch die Kunſtrichter, vielleicht mit Recht, allerley getadelt haben! Es iſt nicht genug, daß manche Verſe eine Bedeutung haben; ſie ſollten auch für ſich betrachtet, ſchön ſeyn. Aus dieſer Urſache vielleicht iſt einem Recenſenten das kriechende Seethier unerträglich geweſen, wenn es gleich, wie jeder Zeitungsbeleſene Mann weiß, ſeine gute Bedeutung hat.

**) Kleinigkeiten kan immer der heutige Dichter verändern,

Mehr Freyheit iſt einem ſolchen Dichter erlaubt, der ſich in das Utopien der poetiſchen Welt hineindenkt, nur um zu ſpotten und zum Beyſpiel, die Chronike des heidniſchen Himmels auf eine traveſtirte Art uns vor zu erzählen. Mag er doch die ganze Fabel umſchaffen, eine boßhafte Cataſtrophe hinzuſetzen, wider das Coſtume ſündigen, Minerven ein Mieder, oder Dianen einen Fächer geben! Wir ſehen dergleichen Ungereimtheiten gern, weil ſie es gerade ſind, durch welche die alte Mythologie einen komiſchen Anſtrich erhält, die in ſolchen Fällen nur gebraucht wird, um uns lachen zu machen, und die Grillen abzutreiben.

Noch

ändern, der kein Sklav, ſondern ein Freygelaßener der alten Mythologie iſt, welcher er nur aus Neigung zuweilen noch nachgeht. Es wäre lächerlich, Herrn Ramler zu tadeln, weil er das Elfenbein der Statüe, die den Pygmalion verliebt machte, in Marmor verwandelt hat. Ovid iſt in ſolchen kleinen Umſtänden gewis kein Geſetzgeber; und wer weiß ob nicht Ovid geirrt hat, weil zu Pygmalions Zeiten die Torevtice noch nicht erfunden war und daher ſchwerlich eine ſo ſchöne Statüe aus Elfenbein gemacht werden konnte. Ich mache dieſe Anmerkung, weil ich weiß, daß man Herrn Ramler wegen einer ſo großen Kleinigkeit getadelt hat. Die Idee des Marmorſteins iſt für uns überhaupt, ich weiß nicht warum erhabner und edler als die vom Elfenbein.

Noch größere Hinderniße überſteigt der Poet, der ſich in würkliche Begebenheiten des Alterthums verſetzt, an den Hof des Dionyſius, zwiſchen den ernſthaften Dion, den weiſen Plato und den weltklügeren Ariſtipp. Hier verlangt man nicht Schönheit, nicht dichteriſche Wahrheit allein; man will auch, daß die Charaktere und Handlungen der Perſonen mit demjenigen übereinſtimmen, was uns die alten Schriftſteller von ihnen überliefert haben. Wielands Agathon könnte noch ſchöner ſeyn, als er iſt; jezuweilen würde ich ihn doch mit Verdruß aus der Hand legen, wenn ich nicht fände, daß ſeine Männer würklich ſo geſchildert ſind, wie zum Theil die Geſchichtſchreiber der Philoſophie ſie geſchildert haben, nicht Thomaſius, nicht Genzken, nicht Stolle; ſondern Laertius, Plutarch und andere, die uns Züge von ihnen vorlegen, in welchen man ihren ganzen Geiſt wieder findet, wenn man ihn nur ſuchen will. Ich wenigſtens glaube in der ſophiſtiſchen Declamation eines Hippias einen ausgearteten Schüler des weiſeren Epicur zu hören, oder einen Carneades, der im Stande war, heute wider Tugend und Gerechtigkeit eben ſo witzig zu Felde zu ziehen, als er ſie geſtern vertheidiget hatte.

Wir haben in unſern Tagen perſiſche und chineſiſche Briefe, wir haben AmazonenLieder und Geſänge eines preußiſchen Grenadiers bekommen; alle von Genies, die weder Perſianer, noch Chineſer, weder Ama-

zonen, noch Grenadiers waren. Hineindenken muſten ſie ſich alſo in fremde Geſinnungen, in einen fremden Charakter hinein, um ſich in dieſem immer mit Gleichförmigkeit zu erhalten und ſtandhaft in der angenommenen Rolle zu beharren. Eine Kunſt, die nicht der Poet, nicht der epiſche und dramatiſche Dichter allein, die auch der Geſchichtſchreiber verſtehen muß, wenn er unſterbliche Werke liefern will, pragmatiſch und nach dem Muſter der Alten geformt. Alle Perſonen, die in der Geſchichte einen Namen haben, handelten nach einem gewißen Syſtem, von welchem ihr eigenthümlicher Charakter die Baſis war. Dieſes Syſtem, verglichen mit den Umſtänden, iſt die Hypotheſe, aus welcher die Phänomena aller ihrer Handlungen zu erklären ſind. Setzt euch alſo in die Denkungsart des Mannes, von welchem ihr ſchreibet; ſo habt ihr den Schlüßel zu allen, was er gethan und nicht gethan hat, und das Hülfsmittel, von allen ſeinen Handlungen eine vernünftige und treffende Urſache zu erforſchen *).

Die

*) Vielleicht iſt hier die Urſache, weßwegen die Deutſchen über den Mangel an pragmatiſchen Geſchichtſchreibern klagen. Die meiſten ihrer Skribenten erkälten ſich durch eine trockne Lectüre, durch matte chronologiſche Unterſuchungen, und ihre Phantaſie iſt nicht feurig genug, um alle Scenen,

Die Menſchen werden, im Großen betrachtet, immer ſeyn, wie ſie geſtern und ehegeſtern waren. Ein Mann von reicher Phantaſie kan ſich daher das Vergnügen machen, zuweilen ſelbſt in die Nachwelt ſich zu phantaſiren; vielleicht kan er Prophet werden, wenn er die Proportion richtig zu treffen weis: **Wie ſich verhalten unſere Väter vor zwanzig Jahrhunderten zu uns: alſo auch wir gegen unſere Kinder nach zweytauſend Jahren.** Wie, zum Beyſpiel, wir über die Alten urtheilen, ſo wird die Nachwelt auch über uns richten. Unſere ſchlechten Schriftſteller müſſen nothwendig den Weg alles Papires gehen; die vortreflichen bleiben allein übrig, wenn unſere Sprache übrig bleibet, und aus dieſen wird alſo die Nachwelt es beſtimmen können, wie weit es die Deutſchen in Werken des Geſchmacks gebracht haben. Ein Kunſtrichter in Nova Zembla wird im Jahr nach Chriſti Geburt 3768 ſeinen einheimiſchen Schriftſtellern ohngefehr folgende heilſame Lection geben: „Laßt uns ſchreiben, wie die Deutſchen, erhaben und doch natürlich, wie Klopſtock; körnicht und philoſophiſch, wie Haller; rein, ohne matt zu werden, wie Hagedorn und Duſch; blühend und reich, wie Wieland; melodiſch, wie Ramler; frölich, wie Uz und Gleim; ſanft und doch geiſtreich, wie Gellert und Weiße; nicht

nen, die zu beſchreiben, alle Charaktere, die zu ſchildern ſind, auf eine täuſchende Weiſe herbeyzuſchaffen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

„ wie unſere ** und ** und ** und wie ſie weiter hei=
„ ſen — Oder wollt ihr philoſophiren, ſo ſchreibt,
„ wie Moſes, wie Spalding, wie Abbt, Zimmer=
„ mann und Iſelin; nicht aber wie ** und ** und
„ ** und der ganze Troß unſerer Schulweiſen — „
dann werden vielleicht die ** und ** und ** aufſtehen, ihre Stimme erheben und einen Antikritikus verfertigen, oder verfertigen laßen, den ganz Novazembla, die ** ausgenommen, belachen wird. — Ausſichten in die Nachwelt zu ſchreiben, (habe ich ſchon anders wo geſagt) dies würde für einen Mann von Laune und Phantaſie eine vortrefliche Arbeit ſeyn; wer ſich dieſer Eigenſchaften bewuſt iſt, den erinnere ich nochmahls daran; ich bin es nicht.

Wenn der Dichter die Arbeit übernehmen muß, oft ſeine Seele, ſeine Empfindung in einen fremden Ton zu ſtimmen, in fremde Geſichtspunkte ſich zu verſetzen; ſo ſoll es der Kunſtrichter nicht übel nehmen, wenn ich von ihm ein gleiches verlange. Dieſer iſt eigentlich nur ein Nachtreter des Poeten; er ſoll ſeine Spur verfolgen, ihn aufheben, wo er gefallen iſt, ihn hier und da zurecht weiſen; nicht aber voranlaufen und geradezu fordern, daß der Dichter ihm folgen ſoll. Nach wohlhergebrachtem Amtsgebrauch finden es einige Kunſtrichter für gut, ſo bald ſie den Titel eines Werks leſen, ſich ſelbſt zu fragen: wie würdeſt du dies

bearbeitet haben? Sie bilden ſich alſo einen Plan, ein eigenes Ideal und mit dieſem, nicht mit dem Plane des Schriftſtellers, vergleichen ſie ſein Werk. Und dieſer wird ohne Barmherzigkeit verdammt, wenn er eigenſinnig genug geweſen iſt, ſeiner eigenen Empfindung zu folgen, und nicht einer fremden, die er nicht einmahl vorher ſehen konnte *). Verdammt — aber eben ſo unbillig, als Hannibal von einem Reiſenden getadelt wird, weil er vor zweytauſend Jahren nicht eben den Weg über die Alpen genommen hat, der jetzt für dieſen gebähnt war.

Von den Scaligers und Perraults, die ohne Geſchmack loben und ohne Geſchmack tadeln, iſt hier die Rede nicht. Aber zu unſern Zeiten iſt keine Warnung an die Kunſtrichter vergeblich, da ſelbſt weiſe Männer, da ſelbſt ein Voltäre, ein Bar **) und, ungern ſage ich es, ſelbſt ein Home in dieſen Fehler verfallen ſind, blos aus ſolchen Gründen, die aus ihnen, aus ihrer Empfindung, aus ihren Zeiten hergenommen ſind, den Meiſter zu tadeln, der nicht für ſie gedichtet hat. Die Henriade iſt gegen den Lord Käym von Meinharden ſelbſt vertheidiget worden; ich wünſchte, daß Horaz in

*) Selbſt mit dem planenvollen Abbt, wie ihn jemand genennt hat, kan man in dieſer Rückſicht nicht völlig zufrieden ſeyn.

**) Nicht ſelten in ſeinen Babioles.

Herrn **Langen** einen eben ſo geſchmackvollen Vorſprecher gefunden hätte.

Der Bogen iſt voll, mein lieber **Jacobi**! Ihre Antwort will ich nicht eher, als bis Sie mir ein Buch mitſchicken können, unter dem Ttiel: **Verſuche über die Werke der italiäniſchen Dichter von Herrn Meinhardt, fortgeſetzt von Herrn Jacobi.** Bis dahin leben Sie wohl!

Sechſter Brief

an den Herrn GeheimenRath

Klotz.

Sechſter Brief
an den Herrn Geheimen Rath
Klotz.

Ein Beſuch vom Apoll mit allen ſeinen Muſen wäre mir nicht ſo lieb geweſen, als mir der Ihrige war, Ihre Muſe mit dazu gerechnet, mein **Theureſter Freund**! Glauben Sie ja nicht, daß ich immer ſo vergnügt bin, als Sie mich in dieſen glücklichen acht Tagen geſehen haben. Verſcheucht wurde mein böſer Dämon durch Ihre Gegenwart; aber er lauſchte im Winkel, um mich zu überraſchen, ſobald Sie ſich in den Wagen geſetzt hatten und fortgefahren waren. Jetzt beſitzt er mich wieder wie vorher und ich kan ihn nur dadurch auf eine Zeitlang fortjagen, daß ich zuweilen mit Herrn Meuſel und Herel über die böſen Skribenten lache, zuweilen die Geſellſchaft

in dem Hauſe des Herrn B. beſuche, in welcher wir ſo vergnügt waren, und wenn ich allein bin entweder an Sie und meine andern Freunde denke und ſchreibe, oder den Kunſtrichtern dieſe kritiſchen Briefe hinwerfe, in welchen ich alles ſage, was ich ſeit einigen Jahren nur zu denken gewagt habe. Bey dieſen Briefen begnüge ich mich bloß mit dem Vergnügen, welches uns die Zeugung geiſtlicher Kinder verſchaffet; übrigens gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und überlaße ſie dem Schickſale, was ſie verdienen.

Wenn ich nicht daran dächte, daß dieſer Brief ſollte gedruckt werden und daß dem Publicum mit PrivatAngelegenheiten der Schriftſteller wenig gedient iſt; ſo würde ich mit Ihnen von nichts als von unſerer Freundſchaft reden, die uns ohngefehr ſeit einem Jahre (denn ſo lange iſt es, wo ich nicht irre) meine Tage verſüßt hat. Jetzt bereue ich erſt die Zeit, die ich vor acht Jahren an einem Orte mit Ihnen ohne Sie zugebracht habe, ohne Sie anders als von Perſon und durch Ihre Schriften zu kennen; und ich ärgere mich, dasjenige ſieben Jahre entbehrt zu haben, was ich erſt ſeit Einem Jahre genieße.

Gern wollte ich, um Ihnen keinen leeren Brief zu ſchreiben, einen kleinen Amor mit einſchließen, von der Art, wie Herr Gleim und unſer Jacobi einander

ſie zuſchicken. Aber Sie wißen es ſelbſt, wie wenig dieſer loſe Gott für mich gemacht iſt und wie ſehr er für meinem Schreibetiſche erſchrickt, wo er lauter Gegenſtände antrift, die für einen ſo leichtſinnigen Buben nicht gemacht ſind.

Vor mir, mit meinem Hutcheſon,
Mit Lamberts tiefen Organon,
Mit meinem lieben Mendelsſohn
Und Lock und Abbt und Iſelin
Muß jeder kleiner Amor fliehn,
Fliehn zu Jacobi, oder Gleim;
Und flöh er nicht zu dem, ſo flöh mich auch der Reim.

Aber ſtatt des Amors ſchicke ich Ihnen einen kleinen Satyr, zur Geſellſchaft des größern, der Sie immer begleitet. Ich kan ihn, ſeitdem ich eine philoſophiſche Bibliothek ſchreibe, nicht weiter brauchen; aber Sie wird er vielleicht mit ſeinen drollichten Sprüngen bey müßigen Stunden beluſtigen. Ein Tauſendkünſtler iſt er; geſchickt, ſich alle mögliche Geſtalten zu geben und zu ſeyn, wie man ihn haben will.

Oft hat ers **Bandeln** nachgemacht;
Oft **Schönaichs** Hermann ausgelacht;

Oft

Oft ſpielet er den Antikritikus,
Und (mit Erlaubniß) auch manchmahl den Kritikus,
Und oft den Metaphyſicus.
Trotz **Wagnern**, kan er demonſtriren;
Wie **Hudemann**, durch Trauerſpiele rühren;
Trotz **Bodmern** antikritiſiren;
Wie Schwarz, Virgile traveſtiren;
Und, wie der andre Schwarz in Xanten, recenſiren.

„Auch ſchlechte Verſe ſchmieren?„ werden Sie ſagen. Mag ich doch! Genug den Satyr ſollen Sie behalten, Sie mögen wollen, oder nicht. Aber nicht ihn allein ſchicke ich; damit Sie ihn beßer kennen lernen, ſo ſende ich Ihnen zugleich ſeine ganze Genealogie; an ſeine Anverwandten, die Sie ohnehin ſchon kennen, darf ich Sie nur wieder erinnern.

Seine Vorfahren waren anfangs wild und ſchwärmten in den Wäldern herum. Die ärgerliche Chronik der damaligen Zeiten beſchuldiget ſie, daß ſie den Nymphen nachgegangen wären, wovon aber meine Nachrichten nichts zuverläßiges melden. Das weiß ich, daß ſie, ohngefehr im dreyſigſten Jahrhunderte der Welt, mit den Muſen eine Bekanntſchaft errichteten,

ten, die ſo vertraulich war, daß ſie das Vorurtheil widerlegte, als wären dieſe Frauenzimmer beſtändige Jungfern geblieben. Ihre Winkelehen waren ſehr fruchtbar und die meiſten von den erzeugten Kindern, die gerade Mitteldinge zwiſchen der Rauhigkeit ihrer Väter und der Artigkeit ihrer Mütter waren, geſellten ſich zu den MenſchenKindern, wandelten unter ihnen und verſpotteten ſie. Das letzte thaten ſie durch ihre Freunde, die ſie ſich, ſo ſehr ſie auch noch Bockfüßler waren, mit ihrer einſchmeichelnden Drollichkeit allemahl zu erwerben wuſten. Der Genius, welcher dem Sokrates immer gegenwärtig war und ihm ſeine Einfälle ins Ohr ſagte, war, wie ich gewis weiß, nichts anders, als ein kleiner Satyr, welchen ſein Vater, deßen Namen ich in meinen Papieren nicht finde, mit der Muſe Erato gezeugt hatte. Sokrates gewann ihn lieb, weil er ein guter Knabe war, leichtfertig ohne Boßheit, luſtig ohne Ausgelaßenheit, ſpöttiſch, um zu beßern nicht um zu beleidigen. Ein anderer von dieſem Geſchlechte, welchen Thalia gebohren hatte, verband ſich auf eine geiſtige Weiſe mit dem Ariſtophanes und lehrte dieſem das grobe komiſche, womit er uns manche Grille, und manchem ernſthafteren Manne Wehklagen abtreibet. Ein dritter, Calliopens Sohn, wagte es, den erhabenen Homer umzuſchaffen und ſeine Leyer zu Scherz und Laune herab zuſtimmen. Es gelang ihm und Homer ſang, mit Erlaubniß aller Kunſtrichter die das Gegentheil ſagen, nach dem Zor-

ne

ne des Achills den Krieg der Fröſche mit dem Mäuſen. Ein vierter, der Sohn der Euterpe, verbarg ſich lange, um die Welt ungeſehen betrachten zu können, biß es ihm endlich einfiel, ſich mit einem Römer zu verbrüdern. Er war es, welcher dem Lucilius die Verſe vorſagte, die dieſer für ſeine eigene Arbeit ausgab; und wenn dieſe Verſe ſchlecht ſind, ſo muß man bedenken, daß es die UebungsStücke eines Satyrs waren, der jetzt erſt anfieng, eine menſchliche Sprache zu reden.

Dies ſind die vier Stammväter unſers ganzen heutigen ſatyriſchen Geſchlechts, deren Abkömmlinge ſich durch alle poetiſche Welttheile verbreitet haben. Diogenes, Ariſtipp, Petronius, Lucian, Apulejus, Julian, Rabelais, Scarron, Cervantes, Buttler, Swift, Fielding, Sterne, Voltäre, la Fontäne und von unſern Landsleuten Schupp, Moſcheroſch, Liſcow, Rabener und Wieland — dies ſind die glücklichen Sterblichen, mit welchen ſich die Kinder und Kindeskinder des ſokratiſchen Damons verbrüderten, unter welchen einige die erſte Geſtalt ihres Anherrn unverändert behielten, andere aber ſie unter verſchiedenen Mummereyen verſteckten. Vom Satyr Lucilius wurden gezeugt Horaz, Perſius, Juvenal, Regnier, Boileau, Churchill, Rachel, Caniz, Haller, und unter ſeine Angehörigen rechnen ſich auch Catull, Martial, Owen, Wernike, Käſtner und Leßing. Taſſo, Pope,

Zachariä und Duſch kommen aus den Lenden des luſtigen Homeriſchen Genius. Und Menander, Plautus, Terentius, Moliere, Goldoni, Weiße und eine Menge anderer Namen ſind durch den Satyr des Ariſtophanes berühmt worden, deßen Nachkommen unter der Zucht dieſer Männer verfeinert und zur guten Lebensart gewöhnt worden.

Alle Catonen und ernſthafte Weiſe mit Bärten und ohne Bärte, die Zenonen, die Chryſippe, die Seneca und, mit Erlaubniß, auch die Baſedowe bitte ich um Vergebung, daß ich es gewagt habe, den cyniſchen **Diogenes** in die ſokratiſche Geſellſchaft zu bringen und ſeine hündiſche Laune als ein Erbſtück des weiſeſten unter allen Sterblichen zu betrachten. Wenn man viel Wiz haben muß, um die Menſchen auf eine ſolche Art an zubellen, wie Diogenes; ſo gehört zugleich viel Selbſtverleugnung dazu, in eine ſolche Lage ſich zu verſetzen, wo man gewis weiß, daß das erſte Gelächter nothwendig auf uns ſelbſt zurückfallen muß. Von beyden Seiten iſt mir Diogenes ein merkwürdiger Mann, wenn gleich ſein Satyr zuweilen auf dem Karren des Theſpis herum fuhr, wenn er gleich gute Sitten verwarf, um Tugend zu predigen, wenn gleich unter ſeinem zerrißenen Mantel eine ehrgeizige Seele gewohnt und er den Hochmuth des Plato nur durch einen andern Hochmuth mit Füßen getreten hätte; oder mit andern Worten; wenn er gleich bey aller ſeiner Laune und Phi-

loſophie noch ein Menſch war, mit einem menſchli-chen Herzen und mit menſchlichen Fehlern.

Wer aber den Bettler nicht ſehen mag, dem wird vielleicht der Philoſoph nach der Mode, der Hofmann, der Kenner der feinen Welt, dem wird **Ariſtipp** unſtreitig beßer gefallen, der Diogenes im ſeidenen Rocke, ſo wie Diogenes ein Ariſtippus im Schmutze war. Wenn verſchiedene Wege nach einem Orte führen, ſo wählet ſich ein jeder denjenigen, welcher für ihn nach ſeiner beſondern Neigung und Denkungsart der bequemſte iſt und welchen ihm ſeine Umſtände am erſten erlauben.

Der wehrt den Fliegen mit dem Stock; und je-
ner mit dem Fächer;
Der trinkt ſein Waßer aus der Hand, der Wein
aus ſeinem Becher.

Diogenes war zu unbiegſam, zu wenig zum Zwange geſchaffen, um ſeine Lebensart in die Falten des Hofs, der Mode und des willkührlichen Wohlſtandes zu bringen. Ariſtipp war zu zärtlich gebildet, um auf dem Markte, oder in einer Halle zu übernachten und die Schimpfreden des niedrigen Pöbels und die Verachtung des Vornehmern zu ertragen. Beyde hatten vielleicht im Grunde ein gutes Herz, welches noch immer mit einer, oft ſelbſt ausſchweifenden, Ehrbegierde vergeſellſchaftet ſeyn kan. Dieſe trieb beyde, ſich hervor-

zu-

zuthun, und jenes, ihre Mitbürger zu beßern und Gutes zu ſtiften. Der eine wählt ſich zum Schauplatze den Hof des Dionyſius und der andere ſein Faß. Die Laune eines jeden Menſchen iſt ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenſtänden eine Farbe annimmt; ſie wird alſo auf der Oberfläche eine Verſchiedenheit zeigen, da ſie doch im Grunde einerley iſt.

Dies iſt die Urſache, weßwegen launiſche Schriften vielleicht unter allen am ſchwerſten zu beurtheilen ſind. Humour iſt überhaupt thörichte Weißheit; und was uns andern oft der gröſte Fehler ſcheint, das iſt vielleicht in Rückſicht auf die Lage des Verfaßers zweckmäßig und bey ihm die gröſte Schönheit.

Man hat den **Petronius** wegen der ſchlüpfrigen Bilder und Erzählungen getadelt, die ſein Buch für die Jugend gefährlich machen. Ein billiger Richter wird dieſen Autor leicht entſchuldigen, der mitten in dem Getümmel der Höflinge eines einfältigen Claudius und eines viehiſchen Nero lebte, der ſelbſt eine Zeitlang der Aufſeher über die Luſtbarkeiten des Hofs war und der noch weit unreiner müſte geſchrieben haben, um ſeine Schilderungen den Originalen völlig ähnlich zu machen. Für uns mag immer ſein Buch allzu **unzüchtig** ſeyn; der unterſte Cammerjunker in Nerons Gefolge wird geurtheilt haben, daß es viel zu **züchtig** ſey.

Vergleichen Sie, **mein Freund**, drey Schriftſteller mit einander, die über ähnliche Sachen, oder in einer ähnlichen Laune geſchrieben haben; den Eſel des **Apulejus** mit dem Eſel von **Lucian** und die Geſpräche des leztern mit **Julians** Kayſern. Apulejus, erſt in den Geheimnißen der abergläubiſchen Prieſter eingeweiht, dann Sachwalter zu Rom, gab ſeinen Schriften aus der heiligſeynſollenden Mythologie der heydniſchen Pfaffen und dem AdvocatenGeſchmacke der Römer, eine vermiſchte Tinktur, die durch den Mechanismus ſeines eigenen Kopfs ziemlich originell ward. Daher ſeine Dämoniſchen Erzählungen vom ſokratiſchen Genius im Ernſte, und ſeine Hexenmährgen im Scherze; daher die Weitſchweifigkeit im Denken und im Schreiben; daher endlich auch einige Chicanerien im Schließen, die ich für nichts anders als für AdvocatenStreiche annehmen kan. Ein plumper Scribent ſcheint er uns allemahl, wenn wir ihn mit dem Samoſatenſer vergleichen, der ſich frühzeitig gute Einſichten in die feinern Künſte erworben, ſtatt hieroglyphiſcher Mummereien die beßern Werke des Alterthums und die Welt ſtudirt und dadurch ſeinen Geſchmack ausgebildet hatte. Eben die Fabel, welche dem Apulejus Stoff zu einem ziemlichen Bande gegeben hatte, erzählt Lucian auf einigen Blättern, weniger verwickelt, aber auch weniger ermüdend und mit mehrern Salze. Julian hat ihn unſtreitig gut nachgeahmt; allein Julian war nicht bloß Schriftſteller, der ſeine Kayſer von fern betrachtete; er war das ſelbſt, was jene geweſen waren; ein anderer hätte das Geſpräch nicht ſchreiben können, nicht ſchrei-

ben dürfen. Er urtheilt alſo geradezu, wo ſich Lucian hinter die Ironie würde verſteckt haben; und ſtreut hiernächſt Erläuterungen und Lehren ein, die jener uns würde hinzudenken laßen. Ich zweifle, ob der Merkur in der Feder des Samoſatenſers den pathetiſchen Abſchied würde genommen haben, mit welchem er ſich dem Julian empfiehlt: Σοι δε δεδωκα τον πατερα Μιθραν ἐπιγνωναι· συ δε αὐτȣ των ἐντολων ἐχȣ, πεισμα και ὁρμον ἀσφαλη ζωντι τε σεαυτῳ παρασκευαζων, και ἡνικα ἀν ἐντευθεν ἀπιεναι δεῃ, μετα της ἀγαθης ἐλπιδος, ἡγεμονα θεον ἐυμενη καθιςας σεαυτῳ.

Immer einen kleinen Sprung, den kleinſten den ein Briefſchreiber machen kan, vom Julian und Lucian herunter zum **Rabelais**. Wenigſtens iſt es gewis, daß kein Lucianiſcher Eſel poßirlicher ſeyn kan, als der große Gargantua und Meiſter Janot von Braccamado. Wer anders zu den Zeiten des Rabelais durfte es wohl wagen die Pedanterey der Gelehrten, den Stolz der Herren vom Schlüſſel und vom Degen, das lächerliche verſchiedener Moden und andere Ungereimtheiten in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen, als der luſtige Doctor Franz, der gern andere über ſich lachen ließ, um deſto ſicherer über ſie zu lachen? *) **Scarron** iſt gewis weit unter ihm;

*) Sogar **Fiſchorts** deutſche Ueberſetzung des Rabelais iſt mit vieler Laune gemacht; nämlich Laune

ihm; ſeine ſchöne Frau und ſein häßlicher Cörper waren zwey Dinge, die er ſehr nöthig hatte, um andere zu beluſtigen, und in ſeinen Schriften iſt er derjenige Scarron nicht, der wie eine MarionnetenCarrikatur auf dem Tiſche ſaß und mit Marquis umgeben war.*) So-lange bis die Franzoſen einen beßern bekommen, ſoll immer Rabelais ihr Cervantes ſeyn. Der Spanier iſt regelmäßiger, weniger ausſchweifend, correkter; ſeine Ironie iſt feiner, gleichförmiger, witziger und ſein Held wahrſcheinlicher, als der abentheuerliche Gurgelſtroßa. Dafür hat der Franzoſe mehr Feuer; ſeine Phantaſie iſt lebhafter und ſelbſt in ihren Ausſchweifungen ergötzend, und die Drolligkeit ſeiner Schreibart hat eigne Reize für den, welcher die Sprache verſteht. Ich möchte ihn

mit

wie wir ſie von Huldreich Ellopoſcleron im Jahre 1617 verlangen können. Ich wünſchte, daß der deutſche Ueberſetzer des Hudibras dieſe affentheurliche, naupengeheurliche Geſchichtklitterung geleſen und ſtudirt hätte; der deutſche Buttler würde noch einmahl ſo komiſch geredet haben, als er jetzt ſpricht.

*) Ein Urtheil, mit dem das franzöſiſche Publicum übereinſtimmt, welches ſeinen Rabelais noch immer liebt und Scarrons Werke faſt vergeſſen hat. Ich will lieber die Briefe des Cyrano von Bergerac und ſeinen BouteillenRitt leſen, als den komiſchen Roman, welcher zu Scarrons Zeiten ſo ſehr bewundert wurde.

mit **Buttlern** vergleichen, wenn ich doch einmahl vergleichen ſoll; Sie aber, mein **Freund**, wißen meine Prädilection für den Hudibras, die leicht bey einer Parallele dem Pantagruel ſchaden möchte. Sie wißen, wie lange ich ſchon an einer deutſchen Versart gekünſtelt habe, durch welche man denjenigen Ton ausdrücken könnte, den ich nicht anders als den **Hudibraſtiſchen** zu nennen weiß. Aber auch das wißen Sie, daß es mir nicht gelungen iſt; die Strophen, welche ich vor einiger Zeit Ihnen zuſchickte, ſind zu nichts nütze und ich bitte Sie, das Ding ganz zu unterdrücken. Vielleicht waren nur die drey Zeilen erträglich:

Indeß poſaunt der Pfaff ins Land,
Und ſchlägt die Trommel mit der Hand
Auf ſeinem Canzelpult.

Aber auch hier iſt der Sinn des Originals nicht vollkommen übergetragen; und der Ton der Kriegslieder iſt nicht der, in welchen die Buttleriſche Muſe deutſch ſingen muß. Vielleicht wären zu dieſer Abſicht unſere Knittelverſe am meiſten geſchickt; allein der Deutſche iſt zu delicat und wer würde unter uns ein Werk leſen wollen, welches aus zwölftauſend Knittelverſen zuſammengeſetzt wäre. Caſtriren müſte man den Dichter ohnehin, damit der feinere Geſchmack und der Wohlſtand nicht beleidiget würde. Aber dann wäre unſer Ritter nicht Hudibras mehr, wenn man ihm z. B. das Pack von ſeinen Hintern nehmen wollte, welches er auf dem Rücken trug, oder ſeine Speiſekammer, die ich nicht nennen mag

und in welcher er ſo viele und mancherley Lebensmittel verbarg, daß es uns bey der Erzählung ganz ſchlimm wird.

Den unſterblichen Swift hat jemand den engliſchen Rabelais genennt; ein anderer hat es übel genommen; nun kan ein dritter kommen und den erſten vertheidigen. Freylich war der Dechant nicht der Luſtigmacher in Geſellſchaften wie der Doctor; jener iſt reicher an mannichfaltigen Erfindungen, beißender in ſeinen Satiren, tiefer und eindringender, weniger pöbelhaft und überhaupt klaßiſcher. Aber bey beyden iſt, im Großen betrachtet, einerley Wendung des Kopfs, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten, und eine Laune, für welche auch die unwichtigſten Dinge wichtig werden. Nur lacht Rabelais faſt immer ſelbſt; Swift aber ſieht fein einfältig ernſthaft aus und läßt ſeine Leſer lachen.

Mein Steckenpferd darf ich nicht vergeßen, wenn Sie gleich nicht völlig damit zufrieden ſind, meinen lieben Sterne. „Aber der Triſtram Shandy iſt ein „abentheuerliches Buch.„ — Gut! laßen Sie mir einmahl einen Menſchen alle ſeine Einfälle; ſeine Projekte, ſeine Gedanken, ſeine Wünſche, ſeine Luftſchlößer aus ſeiner Seele abſchreiben; zur Probe nur einige Wochen — und ſagen Sie dann, ob Sie nicht einen

neuen Triſtram haben werden, nur freylich auf eine andere Art. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachte ich das Buch: es iſt ein Beytrag zu einem Regiſter über das menſchliche Herz, und ich kenne Leute, die mehr Pſychologie daraus wollen gelernt haben, als aus dicken Bänden, in welchen man die Empfindung vorher tödet, um ſie hernach mit mehrerer Muße zu anatomiren. Ein jeder Humoriſt ſetzt bey dem Leſer gewiße Stunden voraus, in welcher er muß geleſen werden, um zu gefallen. Swift ſelbſt macht mich zu gewißen Zeiten ernſthaft; und Sternen nehme ich dann zur Hand, wenn ich ſo mürriſch bin, daß ſelbſt Buttler mich nicht bis zum Lachen kützeln kan. Bin ich wieder aufgeheitert, ſo iſt **Fielding** für mich ein vortreflicher Mann und ich finde in ihm oft die Räder von der Uhr, deren Zifferblat mir Sterne gewieſen hatte; oft iſt es umgekehrt; oft iſt der eine der Commentar über den andern, und oft ſind ſie nur dadurch verſchieden, daß Sterne die **kleinen** Thorheiten, Fielding aber die **größern** abſchildert, welche in das ganze Glück und Unglück des Menſchen einen Einfluß haben. Der Romandichter vergrößert die Tugenden und der Satirikus die Laſter der Menſchen. Fielding erwählt den Mittelweg und giebt uns das menſchliche Herz, ſo wie es iſt, in ſeiner wahren Geſtalt, mit allen ſeinen Mängeln, ohne das Gute zu verſchweigen, was ſich noch immer daran befindet. Pamela rührt mich, aber ſie beßert mich nicht, weil ich faſt die Unmöglichkeit

fühle, ſie zu erreichen. Ueber den Ritter von der traurigen Geſtalt lacht man; aber nur ſelten denkt man die Beziehung, welche die Satire auf uns haben kan, und mancher iſt ſelbſt Donquichotte, der Donquichotten verlacht. Aber TomJones rührt, beluſtiget uns zuweilen und thut, weil wir ihn überall mit unſerm Gefühl begleiten können, eine weit dauerhaftere Würkung auf unſer Herz; er kan es beßern.

Wenn die Franzoſen keinen Stern, keinen Fielding haben, vielleicht nicht haben können, ſo wollen wir ihnen dafür ihren Lafontäne laßen, mit dem der Engelländer keinen Landsmann vergleichen kan. Fontänens Laune ein bloßes Werk und Meiſterſtück der Natur, gefällt, ohne gefallen zu wollen. Er verbirgt Weisheit unter Einfalt, wird oft ernſthaft, wo er nur ſpielen will, und luſtig, wo er die ernſthafte Miene annimmt; er ſpottet, ohne es ſich vorgeſetzt zu haben, und ſatiriſirt, ohne zu beleidigen. Ihn nachahmen, ohne ſeine natürliche Laune zu haben, das heiſt mit einer männlichen Geſtalt und Stellung die Poſituren eines Kindes am Gängelwagen nachmachen.

Wer Voltärens Candide noch nicht geleſen hat, der ſoll ihn leſen *), um ſich zu überzeugen, daß auch ein

*) Wenn gleich hundert Kunſtrichter hundert Fehler darinn gefunden haben, wenn er gleich voll von

ein Franzoſe eine Art von brittiſcher Laune haben kan. Hierzu ſeinen jungen Huronen, ſeinen Vade und andere Produkte ſeines unerſchöpflichen Genies! Aechte Ironie, ſokratiſche Würze und attiſches Salz kan man einem Voltäre nicht abſprechen, ohne zu verrathen, daß man es ſelbſt nicht kennt. Seine Charaktere ſind gewis nicht unnatürlich, wenn man das übertriebene abziehet, welches der Satirikus hinzuzuſetzen befugt iſt.

Ob aber auch die Deutſchen Laune haben? dieſe Frage ſcheint ziemlich überflüßig zu ſeyn, nachdem wir die Schriften der Liſcowe *) der Rabener, der Wielande

von falſchen Schlüßen iſt, die ein Logiker in die Form bringen und auf das bündigſte widerlegen kan, wenn er gleich Spöttereyen wider berühmte Lehrer und allerhand andere Auswüchſe des Genies enthält; das heiſt, wenn er gleich eine Schrift von Voltären iſt.

*) Liſcow verdient es nicht, daß er vergeßen wird. Sein Leben iſt ſo ſonderbar, als ſeine Schriften. Die letzten könnten bey einer neuen Auflage noch mit einigen ungedruckten Stücken, z. E. einem Heldengedichte auf Sievers, dem auf der Canzel ein Unglück begegnet war, vermehret werden; und das

lande, der Möſer, von Thümmel, Hermes und anderer bekommen haben. Allein ich getraue mir die Frage dennoch mit ja zu beantworten, geſetzt auch, dieſe unſterblichen Werke wären niemahls erſchienen. Der Deutſche hat wenige Laune im Charakter; dafür aber iſt er der biegſamſte Menſch und der gelenkigſte Nachahmer,

Vt laus eſt cerae, mollis cedensque ſequatur.

Leicht wird es ihm alſo, ſich in einem fremden Charakter zu ſetzen und Humoriſt als Schriftſteller zu werden, wenn er es als Menſch auch nicht iſt. In einem Verzeichniß ſatiriſcher Schriften finde ich einige hundert Deutſche Skribenten, die faſt niemand mehr nennt, und unter dieſen manche, die nicht zu verachten ſind *). Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt ſah wunderliche und wahrhaftige Geſichte, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heu-

cheley,

das erſte werde ich in einer beſondern Schrift erzählen, wenn ich zu den Nachrichten, die ich ſchon habe, noch einige wenige erhalten, die mir fehlen.

*) Das Buch heiſt: Schreiben eines guten Freundes an ſeinen guten Freund, worinnen er ihm einen Beytrag zu ſeiner edirenden Bibliotheca ſatyrico morali mittheilet. 1746.

cheley, Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. Und Johann Balthaſar **Schupp**, welches wir wohl merken wollen, **eifriger Seelſorger zu Hamburg** ſchrieb Satiren, welche viele Känntniß der damaligen Welt, ziemliche Gelehrſamkeit und Erfahrung, einen guten Witz und oft eine ſehr urſprüngliche Laune verrathen. Von dieſen Materien rede ich weitläufiger in der Geſchichte der Laune, die ich Ihnen, mein Freund, vor einiger Zeit verſprochen habe.

Lucilius hob eine neue Epoche der Satire an.

Eſſe velut ſtricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus, tacita ſudant praecordia culpa.
Inde irae et lacrimae.

Mag ihn doch immer **Horaz** geſcholten haben; wir lieben ihn, ohne ihn ſehr zu kennen, weil ohne ihn vielleicht ſelbſt Horaz, als Satiricus, ein Unding wäre. Und den wollen wir nicht entbehren, den Mann mit dem philoſophiſchen Kopfe, mit dem ſanften Scherze und der ſokratiſchen Laune, der oft in einem ſchleichenden Tone uns unſre Wahrheiten wie im Vorbeygehen ſagt. Vielleicht läſen wir eben ſo gern den **Perſius**, wenn wir nur von allen den kleinen Anekdoten unterrichtet wären, auf die er anſpielt, und von Roms är-

gerlicher Chronik, die er immer im Sinne zu haben ſcheint. Es iſt zu bewundern, daß dieſer Autor ohne einen ſolchen Commentar, wie der über die Duncias, auf die Nachwelt gekommen iſt; denn perſönliche Satiren pflegen ſonſt zu verſchwinden und bald unterzugehen, ſo gros auch die Begierde war, mit welcher ſie anfänglich geleſen wurden *). Mit einer ſolchen Erklärung aber würden wir ihn höher ſchätzen und vielleicht ihm eine Stelle neben unſerm Horaz einräumen. Juvenal iſt für mich kein Satiricus; er iſt ein aufgebrachter Prediger, der ſehr oft wider ſolche Laſter ſchreyt, die für den bürgerlichen Richter, nicht für das Forum des Satiricus, gehören. Die Geiſel der Satire ſey eigentlich das Supplement der ordentlichen geſetzlichen Strafen; wo dieſe aufhören, dort fange jene an. Uberhaupt wollen wir über Thoren uns nicht eben ärgern; wir wollen über ſie lachen.

Wenn es gewis iſt, was einige franzöſiſche Kunſtrichter uns verſichern, ſo haben ſie an ihrem Boileau, mehr als die Römer an allen ihren Satirenſchreibern zuſammengenommen. Ich vermiße an ihm die Philoſophie und die feine Laune des einen, das Körnigte und Nachdrucksvolle des andern, und das Feuer des

dritten.

*) Perſius wurde anfangs faſt verſchlungen und fand ſo vielen Beyfall, vt editum librum continuo homines mirari et diripere coeperint.

dritten. Was ihm übrig bleibt, iſt die feine Verſifikation, durch welche er Sentenze in Einen oder wenige Verſe einſchließt, denen die Nation in der Folge das Bürgerrecht unter ihren Sprüchwörtern ertheilt hat; und nächſt der Verſifikation der gute geſunde Menſchenverſtand in den Urtheilen, die er über die Gegenſtände ſeiner Satiren, beſonders die elenden Poeten, ergehen läßt. Regnier war vielleicht ein größerer ſatiriſcher Kopf als Boileau, nur der Mangel an kritiſchen Freunden und das noch unaufgeklärte Seculum hinderten ihn, ein größerer Schriftſteller zu werden.

In dieſem Jahrhunderte haben wir unter unſern brittiſchen Nachbaren einen Dichter geſehen, deßen erſte Verſuche in der ſchildernden Dichtkunſt nichts weniger als einen zweeten Horaz ankündigten, und der nach einiger Zeit mit ſo ſtarken Schritten auf der horaziſchen Laufbahn forteilte, daß er ſeinen Vorläufer einhohlte und, wie einige wollen, überlief. Es iſt Pope, der unter allen Gattungen der Dichtkunſt, in welchen er gearbeitet hat, gewis nächſt der lehrenden, in dieſer am meiſten Pope iſt; nicht ſo attiſch, wie Horaz, aber philoſophiſcher als dieſer, tiefdenkender und ein beßerer Verſifikateur. Churchill übertrift ihn nur an Galle und an Verwegenheit; und dieſe Eigenſchaften können leicht das Gute, was er würklich hat, mit in die Vergeßenheit hinabſchleppen.

Scha-

Schade für unſern Rachel, daß er nicht in dieſen Zeiten zu leben beſtimmt war, in welchen der Geſchmack der Deutſchen ſeine Bildung erhalten hat. Für unſern Regnier hat man ihn erkannt; er konnte mehr als Boileau werden, wenn er in beßere Tage gekommen wäre. Jetzt muß uns Caniz ſtatt aller ſeyn: denn Haller ſatiriſirt als Lehrdichter nur im Vorbeygehen und die Satire iſt ihm das, was dem Satiricus die moraliſche Sentenz iſt; Löwen iſt in einem andern Fache glücklicher und ſcheint überhaupt ſeinen Satyr verabſchiedet zu haben; und von jüngern Dichtern müßen wir es erſt erwarten, ob ſie durch beßere Werke die gute Meinung beſtätigen werden, die wir durch das günſtige Urtheil der Kunſtrichter von ihnen zu faßen ſind bewogen worden.

Wir wollen immer in dieſe ſatiriſche Legion auch die Epigrammatiſten rechnen. Denn ihre meiſten Einfälle ſind beißend und non poſſunt, niſi pruriant, placere. Vielleicht können es hier die Deutſchen am erſten mit den Ausländern, ſelbſt vielleicht mit den Alten, annehmen. Die Anthologie enthält unter vielen vortreflichen Stücken auch viele mittelmäßige. Catull iſt vielleicht der naivſte Sinndichter; aber oft wird ſeine Naiveté Grobheit und er unternimmt es umſonſt, ſich durch den ſophiſtiſchen Unterſchied zwiſchen der Keuſchheit des Dichters und des Gedichts zu verthei-

digen.

digen. Ihm zu Ehren verbrannte Naugerius den Martial; in meinem Schranke ſtehen ſie beyde neben einander und vertragen ſich gut. Dagegen habe ich den Owen hinweggeworfen, in welchem man zu viel Wortſpiele und ſchlechten Witz durchwaten muß, um etwas zu finden, was die Mühe belohnet. Wenn ich nun dieſe in die Eine Wagſchale lege und noch das hinzu, was die Franzoſen und Italiäner erträgliches haben; Dann in die andere unſern Logau, Wernicke, Käſtner, Leßing, Ewald und verſchiedene andere, ſo denke ich ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten.

Ich verlaße dieſe Geſellſchaft; denn ich höre in Gedanken eine Stimme, die mir in einem feyerlichen Tone zuruft!

Δηριν ἀπειρεσιην, πολεμοκλονον ἐργον Ἀρηος
Ἐυχομενος μεροπεσσιν ἐς ὀυατα πασι βαλεσθαι,
Πως μυες ἐν βατραχοισιν ἀριστευσαντες ἐβησαν,
Γηγενεων ἀνδρων μιμουμενοι ἐργα γιγαντων.

Nämlich Homer, nachdem er den Zorn des Achilles, und Ulyßes Abentheure beſungen hatte, ward ernſthafter Geſänge überdrüßig; er ließ alſo die Leyer zwar, wie ſie vorher geſtimmt war, ſang aber, auf Anrathen des Satyrs, der ſich zu ihm geſellte, ſtatt erhabener Thaten, Kleinigkeiten und unwichtige Begebenheiten hinein: und ſo entſtand die komiſche Epopäe. Ich weiß

nicht,

nicht, ob die Batrachomyomachie allegoriſch iſt; das weiß ich, daß ſie es in dem Verſtande, wie ſie Herrmann von der Hardt erklärt hat, gewis nicht iſt: ich ſehe das Gedicht für ein Spielwerk des Poeten an, welches er gemacht hat, da ſeine epiſche Muſe ausruhte und der kleine ſcherzende Satyr ihre Stelle vertrat. Was unterdeſſen **von der Hardt** über den Homer ſagt, *) das gilt mit beßerm Rechte vom Taſſoni. Das geraubte Siegel, welches den Streit zwiſchen den zwo kleinen italiäniſchen Republiken verurſachte, hat **Smollet** geſehen; es wird als ein Siegeszeichen und Palladium aufbewahrt. Ein Siegel und ein Eimer heißen beyde Secchia; dies gab dem Dichter anlaß zu ſeiner komiſchen Erfindung und ſein ganzes Stück ward allegoriſch. Der Pult hingegen von Boileau iſt wieder nur eine einfache Handlung, bloß mit Maſchinerien

ver-

*) Cantat Homerus hoc nitidulo Carmine Graecorum bellum, *Myonenſes* inter et *Trachinios.* — Pro familiari veteris orbis alluſione, quae — ex nominum ſono — elegantes gigneret appellationes, Μυωνεις, Myonenſes a Poeta vocati μυες, mures; Τραχινιοι nominati βατραχοι, ranae — vti quondam luſum in Eraſmum, qui barbariem arroſerat, *erasimus.* Eine feine Erklärung, die dem Homer, wenn ſie wahr wäre, gerade ſo viele Ehre machen würde, als ſie jetzt dem Geſchmacke ihres Erfinders macht!

verziert, und ohne fernere Bedeutung. Vielleicht aber war Deſpreaux zu etwas anders als zur ſcherzhaften Epopäe geſchaffen. Seine Maſchinen ſind gezwungen, die ganze Ausführung ermüdend und der Scherz nicht ſelten ſteif. Verſchiedene Männer von Geſchmack haben mich verſichert, daß es ihnen unmöglich ſey, den **Lütrin** ganz zu leſen; mir geht es, im Vertrauen geſagt, beynahe eben nicht beſſer.

Pope iſt hier wieder Original, ſoviel man es ſeyn kan. Selbſt ſeine Maſchinen ſind neu, ſein Plan vortreflich, ſein Scherz trägt das Gepräge der guten Lebensart und iſt höflich, ohne matt zu werden. Zachariä und Duſch haben dieſen Weg unter uns betreten und nebſt der Anlage gröſtentheils auch die popiſche Maſchinerie beybehalten. Der eine hat ſein gebührendes Lob ſchon von andern erhalten; der zweete iſt vielleicht zu ſtrenge beurtheilt worden: und beyde haben durch mehrere Werke des Witzes ſich ſo viele Verdienſte um unſere Litteratur erworben, daß ihr Ruhm nicht eben auf einigen gelungenen oder mislungenen Scherzen beruhet.

Der **dramatiſche Satyr** unterſcheidet ſich noch auf verſchiedene Weiſe von den bisher beſchriebenen Geſchlechtern. Aus den Händen des Cratinus und Eupolis empfieng ihn Ariſtophanes, zog ihn gros und gab ihm

einige Sitten, ob er gleich noch immer Spuren ſeiner Ausgelaſſenheit zeigte. Mit Gunſt der Herren Cicero, Plutarch, Rapin, Brůmoy und anderer, möchte ich doch wohl den Ariſtophanes wider die meiſten Vorwürfe vertheidigen, die man ihm zu machen pflegt.

Ich finde ſeine Schreibart den Sachen überaus angemeſſen, wenn ſie gleich Plutarch ſtrotzend und ſchwankend nennt. Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit überſetzen; konnte der heilige Chryſoſtomus ihn leſen, warum wir nicht? Daß ſeine Satiren perſönlich ſind, verdenke ich ihm deſto weniger, weil er in dieſem Punkte der damaligen Gewohnheit folgte. Sein

Βρεκεκεκεξ, κοαξ, κοαξ

vergebe ich ihm auch; was andere ſcurriliſch nennen, das dünkt mir das ſtarke komiſche zu ſeyn, und ſo bliebe mir nur allenfalls ſein Ausfall auf den Sokrates noch zu rechtfertigen übrig, den ich aber nicht rechtfertigen mag, ob ich gleich in den Wolken noch immer viele Züge finde, für die ich den Verfaßer küßen möchte. Wenn zum Beyſpiel im zweeten Auftritte Strepſiades, nachdem er das ganze Syſtem von der Flohmuſik angehört hat, daraus den naiven Schluß ziehet:

Σαλπιγξ ὁ πρωκτος ἐςιν ἀρατων ἐμπιδων;

ferner

ferner einen Ausruf von der Glückſeeligkeit desjenigen hinzufügte, der dieſes Inſtrument finden würde und endlich alles auf ſeine eigene Umſtände anwendet; ſo möchte ich den Cato ſehen, den dieſe Stelle nicht zum Lachen bewegen könnte. Ariſtophanes iſt beißend, aber faſt immer auf eine luſtige Art; lächerliche Gegenſtände weiß er von der lächerlichſten Seite vorzuſtellen und, welches man faſt allein mit Grund an ihm tadeln möchte, oft ſolchen Dingen ein komiſches Anſehn zu leihen, die an ſich wichtig und ernſthaft ſind. Wenn ſeine Stücke nicht nach den Regeln des Hedelin gebildet ſind, ſo muß man bedenken, daß Ariſtophanes einige Jahre vor dieſem gelebt hat und alſo genöthigt war, der bloßen Natur zu folgen.

Die Zeugniße der Alten den **Menander** betreffend, wie ſie Clericus *) geſammelt hat, gehen mir wenig an; aus ſeinen Fragmenten zu urtheilen, war er correkter, moraliſcher, regelmäßiger, als Ariſtophanes, reicher an Sentenzen, vielleicht aber ärmer an Genie. Wenn Ariſtophanes ſeine Bemerkungen aus den Tiefen des menſchlichen Herzens heraushebt, ſo

gan=

*) Er hätte zu dem Schwalle von Schriftſtellern immer auch den Iuſtinus Martyr hinzuſetzen können, de Monarchia p. m. 81. 42.

gaukelt mir dafür Menander nach Antitheſen, die oft ſeicht oben abgeſchöpft, oft ganz falſch ſind. Folgende Maxime fällt mir ſogleich in die Augen, da ich das Buch aufſchlage:

Πρωτος ευρων διατροφην πτωχῳ τεχνην,
Πολλȣς εποιησεν αθλιȣς. απλȣν γαρ ἠν
Τον μη δυναμενον ζην αλυπως, αποθανειν.

Es iſt alſo beßer, wir ſterben alle, weil wir doch einmahl Menſchen ſind, die niemals ohne alles Ungemach leben können.

Im ganzen Scaliger habe ich kein geſchmackvolleres Urtheil geleſen, als das über den Plautus und über den Terenz. Man betrachtet ihre Werke entweder von der Seite der komiſchen Kunſt, oder der Schreibart. Wir die wir das Genie eines Verfaßers in ſeinen Schriften ausgedrückt leſen wollen, werden allemal den Plautus bewundern, in der Anlage und Ausbildung ſeiner Fabel, in den Charakteren, ſelbſt im Dialog; Terenz mus bey einer Vergleichung, die aus dieſem Geſichtspunkte angeſtellt wird, nothwendig verlieren. Wenn wir aber Latein lernen wollen, ſo ſind wir genöthigt, den ganzen Sprachſchatz aus den alten Schriftſtellern zuſammen zu betteln, und dann iſt der correkte Terenz freylich mehr werth, als Plau-

tus

tus mit ſeinem Salze, welches oft für uns unſchmackhaft iſt. Quantum propter animi voluptatem tribuerent Plauto priſci, tantum aetas noſtra ob linguae cultum Terentio. Ille igitur illorum ſecunda fortuna commendatus, hic noſtra miſeria magnus factus eſt. Nam equidem Plautum vt Comicum, Terentium vt loquutorem admirabor. Quamquam ne Plauto quidem quicquam eſt, quod obiicias praeter antiquitatem. Sui namque temporis hominibus fabulas dedit ille. Terentius vero, ne abſcederet ab illa, quam affectauit, puritate; diſceſſit ab ea, quam praeſtare oportuit, comitate: vt rebus verba Plautus, hic res verbis accommodaſſe videatur.

Faſt möchte ich eine ähnliche Parallele ziehen zwiſchen **Moliere** und ſeinen Nachfolgern auf dem franzöſiſchen Theater, zwiſchen Shakſpear und gewißen correktern engliſchen Dichtern. Mit Boileaus Erlaubnis, ſelbſt Scapin mit ſeinem Sacke gefällt mir und ich wage es nicht, deswegen einen Poeten zu tadeln, der unter andern Abſichten auch die haben mus, populo vt placeret. Was der deutſche Hanswurſt auf eine ſo launiſche Art zur Vertheidigung ſeiner Pritſche und ſeines Steckenpferdes, des Groteskekomiſchen geſagt hat, zu einer Zeit, da ihn Gottſched aus den **Provinzen** Deutſchlands in die Hauptſtadt verwieſen und dafür ſeinen Afterbruder mit Bedienten-

Montur auf das Theater gebracht hatte; damit recht⸗fertige ich ſeinen Grosvater Scapin und ſeinen nahen Anverwandten Falſtaff, der ſich fürchtete, in der Them⸗ſe aufzuſchwellen und ein Berg von Menſchenfleiſch zu werden. Hanswurſt iſt gerade der Diogenes, der ſich närriſch ſtellt, um die Thorheiten anderer deſto lebhaf⸗ter zu mahlen, wie ein kluger Vater die unanſtändi⸗gen Poſituren ſeines Kindes nachmacht, damit es wie im Spiegel ſich ſehe und beßere. „ Wollte Gott, daß Hanswurſt ſeine Perſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viele groſe Aufzüge auf dem Schau⸗platze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, oder welches noch ein wenig ärger iſt, durch Hanswurſt, aufführen geſehen! „ — Warum ſoll nun der arme Harlekin nicht auf der Schaubühne er⸗ſcheinen, da er auf dem Theater der Welt eine ſo her⸗vorſtechende Rolle ſpielet.

Wenn wird einmahl der deutſche Moliere, oder Goldoni aufſtehen? Oder wenn er aufſtehen ſollte, wie bald wird er durch unſere fehlerſuchende, allzude⸗licate und allzukritiſche Kritik wieder zu Boden gedrückt werden? Gellert, Schlegel, Leßing, Weiße, Löwen,

Krüger ſtehen nahe am Ende der Laufbahn; aber was ſind ihre wenigen Stücke gegen die Heere unſerer Nachbaren? Dagegen haben wir aber, dem Himmel ſey Dank, andere Schätze, deren keine Nation außer der unſrigen ſich rühmen kan, politiſche Schauſpiele und theatraliſche Schriften von Johann Jacob Bodmer. —

Hier haben Sie, mein Freund, die ganze Sippſchaft des kleinen Satyrs, den ich Ihnen überſende; fragen Sie ihn ſelbſt, zu welcher Linie er gehöret. Er iſt ein feiner geſchmeidiger Junge, nimmt allerley Geſtalten an, wie der Amor, deßen Geſchichte Sie ſo unnachahmlich beſchrieben haben; macht bald eine ernſthafte Mine, als wenn er predigen wollte und niemand glaubt, daß es ſein Ernſt ſey; bald ſcherzt er ſanft, aber mit einem ſchalkhaften Lächeln; bald zeigt er ein CarricaturGeſicht, wie der Oncle Toby; und bald dringt er ſich in die Gemeinde der Thoren, drückt die Augen zu, peitſcht mitten unter ſie und lacht, wenn einer ſchreyt, der ſich getroffen fühlt. Machen Sie nun aus ihm, was Sie wollen.

Sind Sie froh, daß ich mit meiner Rhapſodie von einem Briefe zu Ende bin? Vermuthlich haben Sie in Lauchſtedt angenehme Geſellſchaft; denn ſeit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Ihnen geſe- hen. Vergeßen Sie mich nicht und leben Sie wohl!

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath

Käſtner.

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath

Käſtner.

Wem anders als Ihnen könte ich die folgende Erzählung von den Schickſalen unſerer Litteratur zueignen und von den Perioden des deutſchen Geſchmacks? Sie ſind von den meiſten Veränderungen und Begebenheiten ſelbſt ein Augenzeuge geweſen; und da Sie ſich weder auf die Seite der Whigs, noch der Torrys in der poetiſchen Republik gelenkt haben, ſo können Sie am beſten beurtheilen, ob ich ein aufrichtiger Geſchichtſchreiber bin, oder nicht bin. Sie ſind mir überdies in der Rechtfertigung eines Mannes zuvorgekommen, deſſen wahre Verdienſte man nicht verkennen

ſoll;

ſollte; Gottſcheds, welchen ins Geſicht zu lachen, ſeit zwanzig Jahren modiſch geweſen iſt. Wenn ein Klopffechter den andern abprügelt, ſo laufen insgemein dem Ueberwundenen die Jungen nach und ziſchen ihn aus. So gieng es dem Manne, der bey allen ſeinen Fehlern doch noch immer die Ehre hat, den Geſchmack der Deutſchen verfeinert und in ihnen einen Eifer für die ſchönen Wiſſenſchaften erweckt zu haben. Doch ich will keinen Anachronismus begehen und lieber meine Geſchichtklitterung ganz von oben anfangen.

Die Barden ſangen erſt in Ehrfurchtvollen Gründen;
Die Götter wohnten da verſchloßen in den Rinden,
Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erſchreckt;
Das Wild gieng unbeſorgt, ſo weit der Wald geſtreckt
Der Erden hohlen Schooß in krauſe Schatten hüllte
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Trift am ofnen Himmel ſteht,
Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.
Sie ſangen einen Held, der für die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vorderwelt geſtritten,

Der

Der Höflichkeit und Pracht mit Abſcheu von ſich ſtieß,
Der Kunſt und Wißenſchaft den Weg zur Knechtſchaft hieß,
Sie ſangen das Revier, die Inſeln voller Wonne,
Wo der verblichne Geiſt in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, ſo daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben ſey, ein Ausgang aus der Noth,
Mit dieſem ſchmeichelnden, politiſchem Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu berauben.
Denn wenn auch nach dem Tod ein Leben in uns wohnt,
Wer iſt ſo weibiſch feig, der dieſes Leben ſchont?
Wer darf nicht in den Tod mit feſten Schritten gehen?
Wer darf dem Scheuſal nicht frey unter Augen ſehen?
Sie haben Rom zuerſt vor Schreken bleich gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Deutſchen aufgebracht
Der Waffen ſtrengen Sturm herunter fallen lieſſen,

Um

Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergießen.
Der Inhalt ihres Lieds kan nicht erhabner ſeyn,
Ob auch der Ausdruck groß, das Maas der Sylben rein;
Bleibt ewig unbekannt. Die grauen Stunden haben
Den Dichter und Geſang in dunkle Nacht begraben.

Ich nenne dieſen Zeitraum die dunkle Periode der deutſchen Poeſie. Man dichtete damahls für das Bedürfniß, nicht für das Vergnügen. Unſere Anherrn lebten in der Wildheit, oder zu reden mit dem Bürger von Genf, in dem glückſeligen Stande der Natur; nur das hinweggerechnet, daß ſie nicht Eicheln, ſondern Brod aßen und Bier tranken. Die Geſchichte ihrer Vorfahren muſte mündlich auf ſie fortgepflanzet werden; die Natur ſelbſt gab ihnen den Kunſtgriff, ſie in Verſe zu bringen, die man, ſo ſchlecht ſie auch ſeyn mögen, immer eher als Proſa im Gedächtniße behalten kan. Durch die tapfern Thaten ihrer Väter wurden ſie zur Nachahmung angefeuert und durch Geſänge ſuchte man ſie, wider ihre Feinde zu erhitzen, den Patriotismus anzufachen und ſie zur Handhabung ihrer Freyheit zu bewegen. Wenn die Thire ſelbſt nicht ohne alle Geſetze leben, wie konnten es unſere Rouſſeauiſchen Menſchen? Ihr Geſetzbuch war nicht geſchrieben; es beſtand vermuthlich aus wenigen Sittenſprü-

ſprüchen, die ſie, ſo gut ſie konnten, verſificirt hatten und ihren Kindern vorſagten. Ihre Prieſter die Barden, beſorgten ihnen einen Catechiſmus in lieblichen Reimen von ihrer Art, deßen abergläubiſcher Inhalt mit ihrer ganzen Denkart nach und nach zuſammenſchmelzte und getreulich, wie die Mährgen der Ammen, auf ihre Nachkommen vererbt wurde.

Geſchichtspoeſie, Kriegspoeſie, Geſetzpoeſie und Poeſie der Religion; dies ſind alſo, ſoviel man vermuthen kan, die vier Gattungen der altdeutſchen Dichtkunſt. Nun mag Vater Bodmer weiter erzählen:

Die Mönche kamen drauf, der Barden ſchlimmres Blut,
Und erbten ihren Haß: Sie übten ihre Wuth
Nicht an der Stadt allein und an der Römer Ländern;
Daßelbe Schickſal ſollt auch den Geſchmack verändern;
Gelehrſamkeit und Witz und Künſte untergehn
Und bey der Tiranney der Aberglaube ſtehn.
Sie ſchloßen mit dem Leib auch die Vernunft in Banden;
Man glaubte deſtomehr, jeminder man verſtanden.

Nach

Nach ihrer Meinung war die Dummheit Frömmigkeit;
Sie herrſchten viele Jahr in tiefer Dunkelheit.

Ueber dieſe Periode will ich gern hinwegſpringen. Unſere Vorfahren, nicht zufrieden, daß unter ihnen keine Muſe ſang, erdrückten auch noch die Gelehrſamkeit in Italien und würgten die römiſchen Schwäne. Aber ſo will es das Schickſal der Litteratur, daß Nacht auf Tag folge, Unwißenheit auf Verſtand und Wildheit auf feinere Sitten.

Nach langem ſah man ſich ein ſchwaches Licht entzünden:
Die Sprache fing ſich an mit Regeln zu verbinden.
Man ſchloß den neuen Vers in mehre Silben ein;
Die durften aber kurz, lang, oder beydes ſeyn,
Falls ſie nur den Accent recht auf den Abſchnitt ſetzten,
Ob alle Worte ſonſt die Quantität verletzten.
Sie plagten ſich nicht ſelbſt mit ſelbſtgeſuchter Pein,
Worinn die Deutſchen jetzt ſo ſchädlich ſinnreich ſeyn.
Sie lehrten ihren Vers noch nicht auf Füßen gehen,

Und

Und wuſten auch kein Wort von Jamben und Tro-
chäen,
So wenig ſie Florenz zum Wohlklang nöthig acht.

——— ——— ——— ———

Von Hohenſtaufens Haus, das Kron und Apfel
führte
Und auch Sicilien mit ſtarker Fauſt regierte,
Entſprang aus finſtrer Nacht der ungewohnte Stral
Und ſchimmerte von da durch Deutſchlands weiten
Saal.

Friedrich der Rothbart ſetzte die Dichtkunſt unter die ritterlichen Uebungen und ordnete eine Art von poetiſchen Turnieren an, in welchen die Sieger ihre Belohnung aus den Händen der vornehmſten Damen empfiengen. Ehrenvoll wird jetzt der Name eines Singers und die angeſtellten Spiele brachten den Trieb der Nacheiferung unter dem deutſchen Adel hervor, der ſichs nicht für eine Schande halten konte, nachzudichten, wenn Könige ihm vorſangen. Unter dem aufgeklärten Kayſer Friedrich dem zweeten ſcheint dieſe Singkunſt den höchſten Gipfel erreicht zu haben. Man nennt noch die Namen eines Heſſo von Rinach, Chunzo von Roſenberg, Hartmann von Ouwe, Eſchilbach, Kriſtan von Hamle, Gottfried von Strasburg, Walter von Briſach; und mitten unter ihnen ſtimmte Winsbecks Frau ihre Laute an,

Mit zärtlichem Affekt, worin der Geiſt noch glim-
met.

Wenn man im Stande iſt, die Sprache dieſer Dichter zu verſtehen, ſo wird man die Artigkeit ihrer Gedanken, die Feinheit in ihren Empfindungen und die Naivete ihres Ausdrucks bewundern. Wir wollen deswegen nicht eben den Zeitraum, in welchem ſie lebten, ein göldenes Alter nennen, ein ſolches erfordert zugleich eine vollkommen ausgebildete Sprache; wir betrachten ihre Gedichte nur als antike Stücke, die ſchon wegen ihres Alterthums ehrwürdig ſind und aus welchen wir noch immer etwas lernen können, wenn wir wollen. Wer wollte es dem neuern Dichter verbieten, einige veraltete, aber gute Wörter und eine Menge von artigen Wendungen aus den Minneſingern zu entlehnen und unſere jetzige Sprache damit zu bereichern? Wunnichlich, zer Werltewunne, muoten und viele andere vergeßene Wörter ſcheinen mir gewiße feine Schattirungen des Gefühls treffender auszudrücken, als diejenigen, welche wir an ihre Stelle geſetzt haben. Und was kan naiver und feiner gewendet ſeyn, als folgende Verſe:

Ich will mener Frowen muoten,
Daſs ſi mir genedig ſi.
Der vil reinen, der vil groten
Waer ich gerne nahe bi.
Was hilfet daſs ich kriege dar
Und krenke minen Lib.
Si nimt min alze kleine war,
Du mir iſt fur elly wip.

Mei-

Meinet mich min frowe als ich ſi meine,
So wird min gout rat.
Min dieneſt dunket ſie ze kleine;
Da ſez ich guoten Willen zer That.

Dieſe Zeit, in welcher die Deutſchen ſchon ſo fein empfanden und nach ihrer Art ſo glücklich dichteten, war vielleicht geſchickt, ihre göldene Periode zu werden; hätte nicht der Dämon des Kriegs zu früh den ſanftern Genius verſcheucht und die wackern Ritter zu andern Beſchäftigungen aufgefordert, als zu den Spielen der Muſen. Kein Walther der Regelweide, kein Freyherr von Wengen, kein Reimers von Zweter, kein Marners, kein Siegehere dichtete mehr; ihre Kinder fochten und überließen das Geſchäfte ihre Thaten zu ſingen einer elenden Gilde von Meiſterſängern, die ſchon Otto der zweete mit Freyheiten begnadiget hatte und welche aus der Poeſie, die vorher eine ritterliche Uebung war, ein ſchnödes Handwerk machten und ein Mittel, zur Ernährung ihres Magens täglich einige Pfennige zu erwerben. Ihr Geſchlecht ſoll ſich noch in Nürnberg erhalten haben, wo ehmals der berühmte Hans Sachſe

mit Dint und Pech beſudelt, Verſ' erdacht
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß zu lang gemacht;

ein Mann, der übrigens, mit Erlaubniß unſerer jetzigen Dichter, viele unter dieſen an Gelehrſamkeit weit übertraf. Daß Deutſchland in ſeiner geſchmackloſen

Epoche Meiſterſänger gehabt hat, iſt nichts wunderbares; aber dies iſt ſeltſam, daß ſie Italien, das aufgeklärte Italien bis jezt noch hat. Nichts anders als Meiſterſänger ſind die venetianiſchen Raconteurs, die con parole Schiette und mit der ganzen Beredſamkeit ihres Körpers öffentlich unglaubliche Dinge erzählen. Das

Ihr Leute höret an,

Was ſich hat zugetragen,

womit die Nürnbergiſchen Meiſter ihre Erzählungen anfangen, iſt gewis eben ſoviel werth, als die Captatio benevolentiä der Venetianer:

Signor che aſcolti una gran coſa,

Una coſa ſtupenda.

Einige Verdienſte kan man doch unſern deutſchen Brodſängern nicht abſprechen. Sie bewahrten der Nation wenigſtens das Andenken einer einheimiſchen Poeſie, die man vielleicht ohne ſie gänzlich vergeßen hätte. Und ihrer Veranlaßung haben wir ſelbſt unſere älteſten Kirchenlieder zu danken, von welchem ſogar einige aus der Zunft dieſer Leute ſich herſchreiben. Ich hatte hier einige Anmerkungen über die Beſchaffenheit dieſer Lieder gemacht, über ihre ſo nöthige Verbeßerung, über die Bemühungen der Herren **Weiße**, **Zollikofer** und anderer, über die feine Manier, mit welcher man ihnen ihre Arbeit verdankt hat u. ſ. w. Allein —

— — — — —

Wenn

Wenn Opitz nicht ſelbſt einer unſerer gröſten Dichter wäre, ſo würde er ſchon als der Vater der deutſchen Poeſie das Andenken aller Jahrhunderte verdienen. Genährt von dem Geiſte der Alten und durch ihre Werke entzückt, verſuchte er es, ihnen im Deutſchen nachzuſingen und es gelang ihm. Sein feines Ohr ſagte ihm, daß die Zeilen, welche man bis auf ihn Verſe nennte, keine Verſe, nur gereimte Reihen von Worten waren: es lehrte ihn die Verſchiedenheit der Silben in Betracht ihrer Kürze und Länge, und den natürlichen*) Rhythmus, wodurch die Poeſie auch im Aeußerlichen Poeſie wird, Wohlklang und Haltung bekömmt. Seine eigene Dichtergabe vereinigte ſich mit ſeinem richtigen Geſchmacke und beyde ſetzten ihn in den Stand, zu zeigen,

Daß nur ein Kopf der Sprache,
Die reiche Redensart und Nachdruck nicht gebrache,
Daß ſie gelenkig iſt, Verſtellung leiden kan,
Nicht ſtarr an Hals und Stirn.

Seine eigenen Gedichte müßen noch immer geleſen werden. Sie ſind voll Geiſt und Nachdruck; die Fehler, welche man ihnen vorwirft, ſind Fehler der Zeit und der Sprache, und nicht des Dichters.

*) So natürlich, daß ſo gar Voßius die wichtige Entdeckung von dem Takte ſeines Barbiers machen konnte, der ihn bald in Anapäſten, bald in Dactylen kämmte.

Es iſt das Talent des großen Genies, ſich von ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt zu erwecken; es brennt, ſobald es Luft findet und entzündet dann andere, die, ohne öde Köpfe zu ſeyn, doch in eine niedrigere Klaße gehören. Opitz, der keinen deutſchen Vorgänger gehabt hatte, fochte durch ſein glänzendes Beyſpiel verſchiedene mittlere Genies an, ihm auf der Laufbahn nachzurennen: ſie thaten es mit ungleichem Glücke.

Der ältere **Gryphius** hätte bey einer beßern Känntniß des Theaters ein deutſcher Ariſtophanes werden können; jetzt iſt er faſt nur ein Theſpis, ohngeachtet ſeines muntern Kopfs, und ſeiner weitläufigen Gelehrſamkeit. Der **jüngere** hält keine Vergleichung mit ihm aus und, einige Sinngedichte ausgenommen, ſind ſeine poetiſchen Wälder unerträglich und ermüdend.

Riſt, **Flemming**, **Tſcherning** und andere waren, wenn es hochkömmt, mittelmäßige Genies und eben deswegen für Ausſchweifungen ſicher. Einige erträgliche Einfälle, die zuweilen ſo ziemlich in den Reim paßen, geben ihnen noch keinen Anſpruch auf den ehrwürdigen DichterNamen. Man muß ein großes Genie und einen richtigen Geſchmack haben, um ein guter Dichter zu werden; gebt einem Menſchen jenes allein ohne dieſen, ſo ſchweift er aus und wird ohngefehr mehr, oder weniger, als **Hofmannswaldau** war.

Dieſer war gewiß kein ſchlechter Kopf; ſelbſt in ſeinen Heroiden ſtehen Verſe, die ein ehrlicher Mann

wohl möchte gemacht haben. Seine Proſe iſt männlich und ſtark und man darf einige Stellen aus ſeinem ſterbenden Sokrates kühnlich mit dem Phädon des Herrn Moſes vergleichen. Sein Fehler war der Fehler der Seneka, der Plinius und der griechiſchen Sophiſten zu den Zeiten des fallenden Roms. Wie dieſe ihre Vorgänger, ſo ſuchte er, Opitzen zu übertreffen; er überſpannte ſeine Phantaſie, erhitzt durch einige Italiäniſche Dichter und übertraf ihn glücklich durch Bombaſt und Schwulſt. Der geiſtarme **Mühlpfort** lief ihm nach; aber **Lohenſtein** hat ihn noch überhohlt.

Bewundrer fehlten nicht; der hochgefärbte Schein
Nahm bald das junge Volk von leichten Sinnen ein;
Den Lohenſtein zuerſt, der von dem Neid beſeſſen
Den Kranz ihm von dem Haupt zu reißen ſich vermeßen,
Und in der Eiferſucht, zu ſeiner eignen Schand,
(Verluſt war rühmlicher) unglücklich überwand.

Es giebt Philoſophen, die ſichs zur Ehre rechnen, von allem dem, was man insgemein glaubt, nichts zu glauben. Es giebt Dichter, die dadurch erſt ihren Cranz zu verdienen gedenken, daß ſie niemals ſo reden, wie man insgemein ſpricht. Dies war Lohenſteins Fall;

he cou'd not ope
His Mouth, but out there flew a Trope.

— — — — — —

But, when he pleas'd to ſhew't, his Speech
In Loftineſs of Sound was rich;
A babyloniſh Dialect,
Which learned Pedants much affect;
It was a party-colour'd Dreſs
Of patch'd and py-ball'd Languages.

Deutliche Gedanken durch geſuchte Metaphern zu verdunkeln, niemals eigentlich zu reden und einheimiſche Bilder mit indianiſchen Farben und Schmuck aus der neuen Welt unkenntlich zu machen; dies waren die Kunſtgriffe ſeiner Poeſie. Die Gottſchede haben ihn dafür gezüchtiget; es war aber einmahl auch Zeit, ſeinem Genie Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, und es iſt geſchehen. Unterdeßen war er zu ſeiner Zeit ein gefährlicher Mann; ſein Beyſpiel war deſto anſteckender, je glänzender es war, und er verführte das junge Dichtervolk, die edle Einfalt zu verlaßen und mit einer unbändigen Phantaſie nach Galimathias zu gaukeln.

In dieſe Periode gehören einige Geſellſchaften, die die Verbeßerung unſerer Sprache und Poeſie zur Abſicht hatten; die fruchtbringende Geſellſchaft, durch

Caſ-

Caſpar von Teutleben geſtiftet: Filipps von Zeſen teutſchgeſinnte Genoßenſchaft: Harsdörfers gekrönter Blumenorden an der Pegnitz: und Rists Schwanengeſellſchaft an der Elbe. Die lächerlichen Grillen dieſer deutſchübenden Gemeinden haben ihre guten Würkungen in Vergeßenheit gebracht; durch ſie wurde doch immer die feinere Litteratur ausgebreitet und ſelbſt an den Höfen und in den Paläſten fieng man von neuem an, die Muſen zu liebkoſen und ihre Günſtlinge zu ehren.

Weiſe, der das Genie unter das Joch der Methode zwang, that mehr Schaden, als zwanzig Lohenſteine; nicht durch ſein Beyſpiel: denn es giebt Stunden, wo man einige von ſeinen Schriften noch wohl zur Noth leſen mag; ſondern durch ſeine Lehren. Die Muſe flieht, ſobald ſie ihre Leyer nach einer Chrie ſtimmen ſoll; und wer zu ſeiner Dichterey eine Weiſiſche Topik und locos communes nöthig hat, der ſoll ein Gelegenheitsſänger werden, ein Dichter wird er nicht. — Nach Weiſen haben die **Talander**, die **Menantes**, die **Uhſen** ähnliche poetiſche und rhetoriſche Gängelwagen verfertiget, gut und nützlich zu gebrauchen für Kinder, die nicht gehen können; der Mann geht allein.

Es giebt zwiſchen den Lohenſteiniſchen Klippen und den Weiſiſchen Sümpfen einen Mittelweg, der

gerade nach dem Tempel des Geſchmacks führt durch blumigte Wieſen, wo man noch hin und wieder die Fustritte der Virgile und Horaze wahrnehmen kan. Hier wandelten, Hand in Hand jeder mit ſeiner Muſe, Rachel, von Logau, Wernike, Caniz und Günther, ſahen über ſich die jungen Lohenſteine Junonen ſuchen und Wolken umarmen, und hörten zur Linken in der Tiefe Fröſche ſingen und die Schüler des Rectors zu Zittau liebliche Oden, durch Antecedens und Conſequens diſponirt, herlallen. Ohne Anführer giengen ſie mit ſtarken Schritten auf der Laufbahn fort und ſtrauchelten nur zuweilen, doch ohne zu fallen. Wenn **Rachels** Leyer einige Mistöne hören läßt, ſo müßen wir bedenken, daß er keinen hinlänglich aufgeklärten Freund hatte, der ihm ein Corrige ſodes! hätte zurufen können. Was kan **Logau** dafür, daß kein Ramler und Leßing ſeine Gedichte feilte, ehe ſie gedruckt wurden? **Werniken** ſagte ſein eigener Geſchmack, ohne Batteux und Home, daß Poſtel ein Stümper ſey; und ſein Genie dictirte ihm außer den Epigrammen, die ihn zu unſern Martial machen, das vortrefliche Heldengedicht auf den hochmetaphoriſch einherbrauſenden Stelpo, **Caniz** und **Günther** — beyde würden mehr geweſen ſeyn, als ſie waren, der erſte mit Günthers Genie und der letzte mit Canizens Weltkänntniß und poetiſchen Sitten. **Günther** war zu ſehr Student, um nicht zuweilen einen Strich mit Biere *) zu machen;

*) in ſeiner Ode auf den Prinz Eugen.

chen; und Canizens ſanfter Buſen entbrannte nur ſelten zu dem Enthuſiaſmus, der das Eigenthum eines Dichters der erſten Größe iſt. Dafür iſt er correkter, als jener und ſeine Gedichte, verglichen mit den Güntheriſchen, locken uns den Wunſch ab, daß er mehr, und Günther weniger möchte geſchrieben haben. Sie beyde, nebſt Opitzen und einem Paar anderen dürften wohl bey der Nachwelt eine Periode unſerer Dichtkunſt von beynahe hundert Jahren charakteriſiren. Denn die Morhofe, die Menke, Neumeiſter, Neukirche, Amthore, Pietſche, Richeye, und ohne Zweifel auch die Brockſe, Beßer und Könige wird man nächſtens vergeßen.

Morhof war eher zum Polyhiſtor als zum Dichter geſchaffen. **Philander von der Linde** konnte nur im Jahre 1723. einiges Aufſehen machen. **Neumeiſter** wird noch geſungen, nicht aber geleſen. **Neukirchs** Lobredner ſind geſtorben, oder vergeßen. Von **Amthoren** ſpricht niemand mehr. Unter allen Verſen, die **Pietſch** gemacht hat, ſind etwa funfzig, die ein deutſcher Stobäus aufbehalten möchte. **Richey** und **Weichmann** ſollen noch in Hamburg einige Verehrer haben. **Brokes** verdiente wegen ſeiner Andacht und ſeines edlen Herzens auf die Nachwelt zu kommen; aber dieſe Eigenſchaften verewigen einen Dichter ſo wenig, als die ekeln immer mit einförmigen Betrachtungen bekrönnten Schilderungen von Dingen, die

man täglich ſelbſt ſehen kan. Beßer hat manchmal gute Einfälle; aber

Adparent rari nantes in gurgite vaſto.

Und Königs Heldengedicht auf eine Comödie von Heldenthaten iſt für die Nachwelt zu wenig intereßant und zu ſchwach.

Die Namen dieſer Männer ſollen unſere Enkel doch noch nennen, wenn ſie auch ihre Werke nicht leſen; ſie ſollen ſie als Lichter in der Finſterniß und als Vorboten betrachten, durch welche die große Revolution des deutſchen Geſchmacks im achtzehenten Jahrhunderte angekündiget wurde.

Wenn unſere Litteratur in dieſen Zeiten ſo empor geſtiegen iſt, daß wir nicht hoch über uns ſehen dürfen, um unſere Nachbarn, um ſelbſt die Alten zu erblicken; ſo darf ich behaupten, daß die Schweizer, Gottſched und die Berliner an dieſer glücklichen Umbildung des Geſchmacks gleichen Antheil haben. Die Schweizer legten den Grund; Gottſched breitete den Geſchmack aus und erweckte das Genie in ſeinen Schülern, wenn er gleich ſelbſt keines hatte, wie ein Wezſtein,

Reddere quae valet acutum ferrum exſors ipſa ſecandi.

Die Berliner traten zwiſchen beyde Parteyen, verbeßer-

ten

ten die eine durch die andere, polirten und verfeinerten den Geſchmack.

Schon im Jahr 1721. ſchrieb Bodmer ſeine Diſcurſe der Mahler zur Nachahmung des engliſchen Zuſchauers; ein Buch, welches ich allemahl lieber leſen will, als ſeine Syndfluth und ſeine politiſchen Schauſpiele. Dieſes Wochenblat enthält, außer moraliſchen Betrachtungen, zugleich verſchiedene kritiſche Auffſätze von einer Gattung, die man bisher in Deutſchland noch nicht gekannt hatte. Bodmer war damahls drey und zwanzig Jahr alt, und ſeine Kritik war alſo die jüngſte, ſo wie er der jüngſte Kunſtrichter war. Bey einem mittelmäßigen Feuer beſaß er doch Patriotiſmus genug, um den Geſchmack der Deutſchen umſchaffen zu wollen; und wenn dieſes nicht anders als durch eine gewiße Gährung in der litterariſchen Republik bewürkt werden kan, ſo müßen wir es Bodmern allerdings verdanken, daß er dazu das erſte Ferment hergegeben hat. Er iſt der erſte Kunſtrichter Deutſchlands im eigentlichen Verſtande; wer Gottſcheden dafür hält, der irrt ſich.

Als Bodmer ſich ſchon auch außer der Eidgenoßenſchaft einen Namen gemacht hatte, fieng Gottſched in Leipzig zuerſt mit UebungsStücken an. Man kan einen hohen Sinn haben, ohne ein groſser Geiſt

zu

zu ſeyn; den erſten hatte Gottſched ohne Widerrede. Wolfs Beyſpiel, der durch die Umgießung der Philoſophie berühmt wurde, lockte den Magiſter in Leipzig, etwas ähnliches in einem andern Fache zu verſuchen und das für die ſchönen Wißenſchaften zu werden, was Wolf für die ſpeculativiſchen ſchon war. Bodmers Kritiken zeigten ihm den Weg, den er betreten muſte.

Einige Huſarenkriege zwiſchen Gottſched, Hallbauern und Fabricius hat man in unſern Tagen gänzlich vergeßen. Sie hatten das Ende der römiſchen Triumvirate, bey welchen nicht allemahl der größere Held am Ende die Oberhand erhielt. Hallbauer gieng zu früh in das theologiſche Feld über; doch iſt die Redekunſt, die er vorher ſchrieb, nach ſeinen Zeiten gut und auch in den unſrigen nicht ganz zu verachten. Fabricius und Gottſched wechſelten Paſquille, in welchen ſogar die Wäſchermädgen nicht verſchwiegen wurden. Der erſte räumte das Feld, gieng von Leipzig nach Jena und überließ ſeinem Feinde den Wahlplatz.

Dieſer erwarb ſich ſehr bald ein dictatormäßiges Anſehen, zu welchem ſeine reine deutſche Schreibart, die an ſich nicht zu verachten iſt, vielleicht das wenigſte beytrug. Er war fein genug, die Schweizer zu liebkoſen, die ſeinen Bemühungen zur Wiederherſtellung des guten Geſchmacks von fern her zujauchzten.

Man

Man lobte ſich wechſelsweiſe und jede Partey trug das ihrige zum Ruhme der andern bey. Dazu ſtiftete er eine Geſellſchaft zur Verbeßerung der deutſchen Sprache, und verſammelte dadurch um ſich herum eine Menge von gelehrten Leuten und guten Köpfen. Er ſelbſt ſchrieb eine Poeſie und Redekunſt und veranſtaltete die kritiſchen Beyträge, in welchen man über vielen mittelmäßigen Aufſätzen die guten nicht vergeßen ſollte.

Zu dieſer Zeit ſtunden zween Dichter auf, erweckt durch ihr eigen Genie, und lehrten die Deutſchen, was die deutſche Muſe vermag. Es gereicht Gottſcheden zur Ehre, daß er wenigſtens im Anfange **Hallers** unſterbliche Gedichte rühmte; zur Schande, daß er ſich unterſtand, **Hagedornen** mit Stoppen, beynahe zum Vortheil des letztern, zu vergleichen.

Bodmer und Breitinger waren unterdeßen auch nicht müßig geweſen. Im Jahre 1727. erſchien ihre Anklage des verderbten Geſchmacks und dieſe kleine Schrift, in welcher der Hamburgiſche Patriot und die vernünftigen Tadlerinnen ziemlich derb beurtheilt werden, legte ohne Zweifel den Grund zu dem großen Kriege zwiſchen ihnen und dem Kunſtrichter in Leipzig, obgleich die Fehde erſt nach verſchiedenen Jahren ausbrach. Im Jahre 1728. machten die Schweizer eine Abhandlung von dem Gebrauche der Einbildungskraft

zur Verbeßerung des Geſchmacks bekannt; auf dieſe folgten 1732. die Charaktere der deutſchen Gedichte und 1736. der Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmacks. Nach ſolchen Vorläufern erſchienen ihre größere Werke; die kritiſche Dichtkunſt, und die Abhandlungen von dem Wunderbaren, von den poetiſchen Gemählden und von der Natur der Gleichniße *). Man kan ihnen das Lob nicht abſprechen, das gethan zu haben, was Muratori applicare con accuratezza gl'inſegnamenti univerſali a i lavori particolari, e andare minuta mente oſſervando il tutto e le parti per iſcopriroi le proporzioni la novità e l'altre virtu della materia et del artifizio nennet. Aber eben dieſe Schriften zündeten auch das Feuer an, welches für unparteyiſche Zuſchauer ein wahres Luſtfeyer und der Gründung unſeres Geſchmacks in allen Rückſichten vortheilhaft war.

Bodmer und Gottſched beſtrebten ſich beyde, ein kritiſches Monopolium zu erhalten und da ihre Stimmen nicht ſelten getheilt waren, ſo konnten ſie unmöglich friedfertige Mitregenten bleiben. Zuerſt folgte auf die vorige Freundſchaft ein gewißer Kaltſinn; man nennte einander nicht mehr, und der eine that, als wenn er den andern nie gekannt hätte. Auf den Kaltſinn kamen Sticheleyen, halbverdeckte Anzapfungen und auf dieſe der völlige Krieg.

Bod-

*) S. die Halliſchen Bemühungen, drittes Stück S. 217.

Bodmer hatte den Milton überſetzt und prieß ihn, ohne Gottſcheden ſehr um Erlaubniß zu fragen, öffentlich an. Dieſer mochte es nicht vertragen, daß die Deutſchen an einem Dichter Geſchmack finden ſollten, der gerade ſein Antipode war. Sein Geſchäft war alſo, das verlohrne Paradieß zu verſchreyen und Miltonen zu der Klaße der Lohenſteine zu erniedrigen. Halb gelung es ihm und er kritiſirte würklich vielen ehrlichen Leute den Milton aus den Händen, biß endlich Bodmer zur Vertheidigung ſeines LieblingsAutors die Abhandlung vom Wunderbaren ſchrieb, in welcher er zwar vornehmlich nur Voltairen und Magny zu widerlegen vorgab, aber in der That Gottſcheden meinte. Nun erhob dieſer ſeine Stimme laut, that in den kritiſchen Beyträgen einen Ausfall auf die Bodmeriſche Schrift und Breitingers Dichtkunſt muſte bey dieſer Gelegenheit auch mit an den Tanz.

Gottſcheds damaliger Freund, der verdienſtvolle Arzt **Triller** gab Gelegenheit zu einer neuen Schlacht. Seine Fabeln wurden von dem Verfaßer der zürchiſchen Dichtkunſt nicht ſchön gefunden; er ſetzte eine heftige VertheidigungsSchrift auf, die Herr **Erneſti** unterdrücken half, von welcher aber eine Abſchrift in die Hände der Schweizer kam, die der wohlgelahrte Herr Erlenbach mit erbaulichen Noten herausgab. Zugleich wagte ſein BuſemsFreund Effinger einen Ausritt auf Gottſcheden und ließ der kritiſchen Dichtkunſt dieſes

Mannes nicht viele Ehre. Die Schweizer machten alſo den Anfang, mit Satiren zu ſtreiten; Gottſched, der bisher immer ernſthaft geſprochen hatte, wurde durch ihre höniſchen Angriffe berechtiget, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und er fand bald eine Gelegenheit, die ihm ſehr willkommen war.

Gottſched war groß in ſeinen Schülern. Er erweckte in dieſen einen dichteriſchen Geiſt, den er ſelbſt nicht hatte; er führte ſie auf die Lectüre der Alten, die er ſelbſt nicht leſen konnte, und ſeinem Eifer haben wir es zu danken, daß viele junge Genies anfingen, ſich zu fühlen und die Laufbahn anzutreten, zu welcher ſie beſtimmt waren. Einige unter dieſen vereinigten ſich mit Herrn Schwabe, Beluſtigungen, des Verſtandes und Witzes zu ſchreiben, in welchen man den Ausländern zeigen wollte, was der deutſche Witz vermöchte. Wenn dieſe Monatsſchrift viele platte Aufſätze enthält, ſo weiß man ja, daß es die Uebungsſtücke junger Dichter waren; aber zur Schadloßhaltung findet man darinnen noch immer verſchiedene Abhandlungen und Gedichte, die eine beßere Stelle verdienten und welche zu leſen man begierig ſeyn muß, ſobald man ihre Verfaßer kennt, einen Gellert, Schlegel, Zernitz und Sie, mein Theureſter Herr — denn jetzt, nachdem die antigottſchediſche Wuth unſerer Kunſtrichter mit dem Tode des Mannes erloſchen iſt, kan man es ſagen

daß

daß es eben keine Schande für einen ehrlichen Mann iſt, an den Beluſtigungen gearbeitet zu haben. — Dieſe Schrift war zugleich von Gottſcheden, der freye Hände darinn hatte, zum Kampfplatze wider die Schweizer beſtimmt. Er ſelbſt machte den ſogenannten Dichter-Krieg, ein proſaiſches Gedicht, in welchem einige gute Einfälle ſind; aber infelix operis ſumma. Sein Zögling **Pitſchel** ſchrieb Anmerkungen über das Ergänzungs-Stück der Trilleriſchen Vorrede, die ſchlecht ſind und von welchen man glauben ſollte, daß ſie würklich, wie der Verfaßer vorgiebt, in einer Krankheit entſtanden wären. Er ſchrieb ſie, und ſtarb.

Nun hatten die Zürcher Gelegenheit, ihren Witz zu üben. Sie brüteten die Satiren haufenweiſe aus und ſetzten den Leipziger Beluſtigungen ihre Sammlung kritiſcher und geiſtvoller Schriften entgegen, in welcher ſie, wie in ihren Satiren, alles angreiffen, was nicht mit ihnen war, Tros Rutulusue fuat.

Der Sieg zwiſchen beyden Parteyen wäre noch immer zweifelhaft geblieben, wenn ſich nicht verſchiedene zufällige Umſtände zu Gottſcheds Falle vereiniget hätten. **Roſt** und **Liſcow**, ein Paar vortrefliche Köpfe, ſtunden unvermuthet wider ihn auf, der eine griff ihn mit einer lachenden Mine an und der andere ſo ernſthaft, als er noch niemahls geſprochen hatte. Das

Vorſpiel machte Gottſcheden in Leipzig lächerlich; und die Vorrede zum deutſchen Longin erinnerte ihn, daß er ein Menſch wäre, wie alle Menſchen und Dingen ſich unterzogen hätte, für die ſeine Schultern zu ſchwach wären. Deutſchland wurde durch ſeinen Swift aufmerkſam gemacht, und war ſchon ziemlich geneigt, Gottſcheden für einen Oldmixon zu erklären.

Das ſchlimmſte für ihn war, daß bald darauf ihn ſelbſt der größte Theil ſeiner Bundesgenoßen verließ. Die guten Köpfe aus ſeiner Schule ſahen die ſchwache Seite ihres Meiſters; ſie ſagten ihm ab, vereinigten ſich unter ſich ſelbſt und ihnen haben wir die Bremiſchen Beyträge zu danken; eine Sammlung von reiferen Aufſätzen, durch welche unſer Geſchmack ſeine beſte Hülfe bekam.

Jetzt ſahe ſich Gottſched von allen Seiten verlaßen und von allen Seiten angegriffen; ſein Vorurtheil für ſich ſelbſt erlaubte ihm nicht, nachzugeben und dieſe Unbiegſamkeit vollendete den Fall ſeines Ruhms. Mit Unrecht war er vorher gelobt worden; mit Unrecht wurde er nun geſcholten; der Name eines Gottſchedianers ward ein Schimpfwort und es gehörte zum Mode-Tone einen Mann zu verſpotten, der doch immer die Deutſchen ſo weit gebracht hatte, daß ſie ihn mit Geſchmack verſpotten konnten. Er unterdeßen war in ſei-

ner Einbildung glücklich und ſtark genug, das zu verachten, was er nicht hindern konnte. Er fuhr fort für unſere Litteratur mit wahrem Patriotiſmus zu arbeiten; ſeine deutſche Sprachkunſt beweißt es; mit allen ihren Fehlern die beſte, die wir noch haben.

Weder Gottſcheden noch den Schweizern haben wir einige vortrefliche Dichter zu danken, die ſchon in dieſer Periode ſich berühmt machten. Lange ſang einige völlig horaziſche Lieder und hauchte ſeiner Gattin mit der Liebe zu ihm die Liebe zur Dichtkunſt ein. Gleim ward unſer Anakreon, oder, wenn dies Herr Herder nicht leiden will, für uns das, was Anakreon für die Griechen war. Und Utz, von dem wir vor kurzen ungern erfahren muſten, daß er ſeine Leyer verabſchiedet hat, war ſchon damahls ein Lieblingsdichter ſeiner Nation.

Dies war die Verfaßung unſerer Litteratur, als ein unerwartetes Phänomenon aller Augen auf ſich zog und eine neue Epoche machte. Klopſtock erſchien mit den erſten Geſängen ſeiner Meßiade und verurſachte ein

bellum omnium aduerſus omnes, ein Gewühl, wo alle durch einander und wider einander liefen, um ſich auf die eine, oder auf die andere Seite zu ſtellen. Die Schweizer betrachteten den neuen Dichter, als ihr Geſchöpf; und er war es nicht. Gottſcheds Parteygänger feindeten ihn an; und er antwortete nicht. Andere ſchrieben lange Apologien für ihn; und er laß ſie nicht; er dichtete fort. Klopſtok hatte die Ehre, wenn es anders eine Ehre iſt, ſelbſt Bodmern zum Nachahmer zu haben, der die Welt mit ſeinen Syndfluthen überſchwemmte. Die mittelmäßigſten Köpfe überhüpften ganz hurtig den Pfad des guten Geſchmacks und giengen den Augenblick von einem Abwege nach dem andern, von dem wäßerichten Weſen zu dem ätheriſchen. Rauhe Hexametriſch ſeyn ſollende Nimrodiaden und ähnliche Lieder durchſchnarrten den deutſchen Parnaß und die verſcheuchten Muſen konnten nur noch bey einigen Mitteldichtern, die weder Whigs noch Torrys waren, ihre Zuflucht finden. Da ſangen, den Rangſtreit bey Seite geſetzt, die Zachariä, die Duſche, die Cramer, die Gemminge, die Huber, die Ramler, die Schlegel, die Käſtner (ich mus Sie in einem Briefe an Sie

ſelbſt nennen) die Leßinge, die Kleiſte, die Gellerte, die Lichtwehre, die Withofe ihre Lieder, die der Jüngling jetzt auswendig lernt, um ſie als Mann ſeinen Söhnen und Töchtern vorzuſagen.

Ein Genie erwachte zu dieſer Zeit, mit welchem wir allen Ausländern Trotz bieten können; ein Jüngling, der im ſiebzehenten Jahre Gedichte ſchrieb, die man kaum von einem Manne hätte erwarten ſollen, und von welchem wir in unſern Tagen, da er ein Mann iſt, Werke bekommen haben, die man dem feurigſten Jünglinge kaum zutrauen ſollte; ſo voll ſind ſie von Früchten einer blühenden Phantaſie und eines unerſchöpflichen Witzes. Kaum kan man es glauben, daß die Natur der Dinge, die Sympathien, der Cyrus, die Briefe der Verſtorbenen und dann die comiſchen Erzählungen, Agathon, Don Sylvio, Muſarion und Idris Einen Verfaßer haben. Ich ſchmeichele mir, daß mein Name wenigſtens mit dem erſten Buchſtaben auf die Nachwelt kommen wird, da mein Freund es für gut befunden hat, ihn ſeinem Idris vorzuſetzen; auf klaßiſche Werke, wenn ich ſie ſchreiben könnte, würde ich mir weniger einbilden.

Noch bis in das Jahr 1755. nennte man die beyden Parteyen der Schweizer und der Gottſchedianer; man fragte auch wohl einen angehenden Dichter, zu welcher Sekte er ſich gerechnet wißen wolle, um nach ſeiner Antwort das Lob, oder den Tadel zu beſtimmen, der ihm gebührte. Auf einmahl trat eine neue Partey ins Mittel, ſchlug auf beyden Seiten um ſich herum; verdrängte die bisherigen Rotten und ſprach das Recht allein. — Mit Unrecht vielleicht nennt man ſie Baumgartenianer. Es ſey, daß ſie Baumgartens Philoſophie adoptirt und ſeine notiones directrices zur Grundlage ihres kritiſchen Syſtems gemacht haben! den feinen Geſchmack, den ihre Arbeiten verrathen, konnte ihnen Baumgarten nicht geben, er, der bloß Philoſoph war und der ſelbſt Geßners Theſaurus aufſchlagen muſte, um Beyſpiele zu ſeinen Theorien zu finden. — Ich wandere über ſeine Aeſthetik hinweg, weil ich ſchon in dem erſten dieſer Briefe meine aufrichtige Meinung davon geſagt habe. Gewis nicht ihr, ſondern den guten Köpfen der baumgartenſchen Schüler, und ihrer Beleſenheit in den Werken des Geſchmacks iſt das Verdienſt zuzuſchreiben, was man den Nicolaiſchen Briefen, der Bibliothek der ſchönen Wißenſchaften und den Litera-

teraturbriefen nicht abſprechen kan. Antikritiker gab es damahls genug; es gieng ihnen auch, wie den jezigen: man ziſchte ſie aus und ihr Geſchrey nahm ein trauriges Ende. Die Verfaßer der Litteraturbriefe machten, daß Gottſched mit Bodmern vergeßen wurde; ſie allein führten den Scepter und die übrigen Kunſtrichter wurden entweder verlacht, oder ſie beteten ganz andächtig die Ausſprüche nach, welche ihre Befehlshaber dictirten.

In unſern Tagen iſt ein neuer Krieg entſtanden, der — — — — — — — ich bin zu friedfertig, um das drucken zu laſſen, was ich über dieſe Materie niedergeſchrieben habe. Daß die berliniſchen Kunſtrichter mit Männern von vielen Verdienſten zuweilen unbillig umgegangen ſind, wer will das leugnen? Cramer, Duſch, Wieland und andere ſind ſchon wider ſie von andern Kunſtrichtern vertheidigt worden; das Publicum und die Nachwelt würde ſie ohnehin vertheidigt haben. — Das Gute, was aus allen dieſen Kriegen entſtehen wird, iſt vielleicht das, was man am wenigſten vermuthet — eine

völlige Anarchie. Vielleicht ſind auch die Deutſchen von Natur allzu phlegmatiſch, um ohne Veranlaßung tüchtige Werke zu liefern; kritiſche Kriege ſind alſo die Inſtrumente, ihre Genies aufzuwecken, und wenn nun der Endzweck erreicht iſt, ſo wirft man das Inſtrument hinweg.

Und hiermit Gott befohlen! Urtheilen Sie nun, mein Herr, über dieſe Skizze von einer Geſchichte der Critik und Dichtkunſt unter den Deutſchen. Ich menge mich unter die Zuſchauer und verlange weiter kein Lob, als das Lob der Aufrichtigkeit, welches mir aber von manchem Kunſtrichter mit bittern Salzen dürfte gewürzt werden. Ich bin u. ſ. w.

Achter Brief

an Herrn

Nicolai

in Berlin.

Achter Brief
an Herrn
Nicolai
in Berlin.

Es iſt wahr, was Sie mir ſchreiben: unter allen Arten von gelehrten Arbeiten iſt das Recenſiren die undankbarſte. Der Geiſt wird dadurch wenig genährt, und am Ende hat man für alle ſeine Mühe nichts als Undank und Feindſchaft zu erwarten. Ich habe es nur einmal im Kleinen verſucht, einigen Winkelſchriftſtellern, die bey aller ihrer Wenigkeit glaubten, ſie wären etwas, die Wahrheit zu ſagen, und meine Aufrichtigkeit wurde ſchlecht belohnet. Ohne mich zu rühmen, darf ich doch wünſchen, daß alle meine Collegen von Schriftſtellern mein Phlegma beſäßen. Beleidiget mich jemand, ſo habe ich die Gabe zu lachen, und

belehrt

belehrt er mich, diejenige, mich zu beßern. Bey dieſer Geſinnung bin ich ſo ziemlich glücklich, ſo ſehr, als ein Autor es ſeyn kan.

Aber es giebt noch eine Gattung von Recenſionen, die immer eine angenehme Arbeit für ihre Verfaßer und belehrend für das Publicum ſind, ſolche die nicht Ein Werk allein betreffen; die aus einem Werke verglichen mit andern allgemeine Ausſichten hinbreiten, den ganzen Zuſtand einer Wißenſchaft abſchildern, ihre Gränzen beſtimmen und die Lücken anzeigen, welche hier, welche da noch zu füllen ſind. Wie wäre es, wenn man auf dieſe Art die ganze Verfaßung unſerer Litteratur recenſirte und die Polhöhe beſtimmte, wohin ſie geſtiegen iſt; ſie ganz als ein Originalwerk betrachtete, welches aus den Verſuchen unſerer beſten Köpfe, wie aus einzelnen Capiteln und Paragraphen, zuſammengeſetzt iſt und ſo die Frage beantwortete: Wie weit ſind die Deutſchen gekommen? Ich wage es nicht, dieſes zu thun; Sie vielleicht, mein Herr, thun es in der neuen Auflage Ihrer Briefe; aber doch iſt es einem ehrlichen Biedermanne erlaubt, ſeine Stimme auch hinzugeben und es freymüthig zu ſagen, was er für Blicke in die Welt ſchickt und wie er ſeine Zeitgenoßen und ihre Bemühungen aus ſeinem Winkel heraus betrachtet.

Außer der eigenen Lectüre, ſind noch drey Quellen, aus welchen man Urtheile über den Geſchmack unſerer

ſerer Nation und den Zuſtand ihrer Litteratur ſchöpfen kan: der Meßcatalogus, das Mechaniſche der Buchhandlung und die Journale.

Es war eine Zeit, wo die ſogenannten Vernünftigen Gedanken, die Einleitungen, die Entwürfe, die Commentationes methodo ſcientifica conſcriptae, die Elementa, die Syſtemata und andere philoſophiſchen Schriften den größten Theil des Catalogus anfüllten. Es folgten darauf die Abhandlungen vom Dünger, von der Brache, von Getraite, von der Viehzucht, und neben dieſem her trabten vermiſchte Gedichte, poetiſche Nebenſtunden, komiſche Heldengedichte, Patriarchaden, Satiren, Wochenſchriften, Männer, Frauen, Menſchen und Thiere. Dieſe wurden durch eine Menge von Schriftſtellern in der Einſamkeit theils abgelößt, theils verdränget; einige Empfindungen ſchlichen ihnen nach. Aus der Einſamkeit gieng man in die glänzendſte unter allen Geſellſchaften, in die Feenwelt; und da man ſich ganz erſchöpft ſahe; ſo that man das, was man immer gethan hatte; man überſetzte. — Sobald ich im Meßcatalogus allzuviele Titel aus Einem und demſelben Fache, in einerley Gattung erblicke, ſo ſchließe ich — gerade das Gegentheil, von dem was man vermuthen ſollte — ich ſchließe, daß dieſes Fach in ſeiner Abnahme iſt; ſo wie eine Courtiſane, die allzuviele Anbeter auf einmahl hat, bald keine mehr haben wird.

Der Buchhändler kan den Geſchmack ſeiner Zeitgenoßen mit vieler Richtigkeit beſtimmen; noch genauer den Geſchmack des Ortes, an welchem er lebet. Hier verlangt der gröſte Theil der Käufer witzige Schriften in Taſchenformate; dort Compendia; an einem dritten Orte Abhandlungen über ökonomiſche Dinge; an einem vierten etwas anders. Zu gewißen Zeiten waren Uhſens, Hübners, Menantes, Picanders Schriften wichtige VerlagsArtickel; jetzt haben ſie ihre tödliche Periode erreichet und es iſt ihnen eben ſo gegangen, wie es den Compendien unſerer Philoſophen noch gehen wird.

Um den Modegeſchmack feſt zuſetzen, darf man endlich nur anmerken, welche Bücher am erſten und liebſten von den modiſchen Kunſtrichtern beurtheilt werden und von welchen ſie das meiſte Gute und das meiſte Böſe ſagen. Wenn, zum Beyſpiel, in unſern Tagen ein neuer Dichter aufſteht, ſo verſammlen ſich alle Journaliſten um ihn herum und predigen ſein Lob, nachdem ſie glauben, daß er es verdienet habe; oder wenn er mittelmäßig iſt, ſo lauert ihm in jedem Winkel Deutſchlandes ein allzeitfertiger Kunſtrichter auf den Dienſt. Wenn aber ein wackerer Profeſſor eine lateiniſche Logik, oder Metaphyſik ſchreibt, ſo ſchweigt man ſtill, als wüſte man es nicht, oder man ſpringt ſo ſchnell darüber hinweg, daß ich den ehrlichen Mann bedauern muß, der für ſeine Mühe ſo ſchlecht belohnet wird.

Wenn nun ein reiſender Chineſer, der mit ſeinen zwey Augen ganz Deutſchland überſehen hätte, bey ſeiner Zurückkunft nach Peking ſeine Landsleute mit einer Schilderung der deutſchen Litteratur, ſo wie ſie jetzt iſt, beſchenken wollte; wie müſte dieſe ohngefehr ausfallen, um getroffen zu ſeyn? — Der Chineſer mag ſelbſt reden:

„ Die Deutſchen haben noch nie die Empfindung ſo fleißig ſtudirt, und faſt nie ſo wenig empfunden, als jetzt. Sie wißen vollkommen, was die Luſt ſey und woher ſie entſtehe; dabey vergeßen ſie aber, ſie zu genießen. „

„ Sie wißen auf das genaueſte, die Regeln der Kunſtwerke euch vorzuſagen; ſie erklären, was Peripetie, Cataſtrophe, Theſis, Lyſis und Analyſis ſey: ſie verſtehen alles, was zu einer Epopäe gehöret; aber ſie machen keine. „

„ In der That wünſchen ſie zwar, daß alle die Lücken in ihrer Litteratur noch möchten ergänzt werden; täglich hört man Klagen über obwaltende Mängel und Gebete zum Apollo um neue Dichter; ſo bald aber endlich einmahl einer erſcheint, ſo wetteifern die Kunſtrichter, wer ihn für ſeine Kühnheit am beſten zu züchtigen vermag. Er tritt alſo, wenn er klug iſt, von der Scene ab und kommt nicht wieder. „

„ Ueberhaupt ſind unter den Deutſchen mehr Regeln, als Genies, mehr Critik, als Kunſt. In Einer Meße ſtanden vor kurzem vier neue Theoriſten auf; kein einziger neuer Dichter. Die Journaliſten füttern ihre Landsleute, die ſich um ſie herum ſtellen, mit Critiken, die begierig verſchlungen werden, weil ſie leichter zu verdauen ſind, als die Gerichte, welche das Genie zubereitet hat. „

„ Nächſtdem haben ſie eine beſondere Gewohnheit, von den Werken der Mahlerey und der Bildhauerkunſt zu ſprechen, ohne etwas davon zu verſtehen. Ein Paar unter ihnen, ſie nennen ſie Hagedorn und Winkelmann, hatten ſich durch geſchmackvolle Bemerkungen über Kunſtſachen einen großen Namen gemacht; ſogleich lief ihnen jedermann nach, ohne zu wißen, wohin der Weg gehen würde. Man bewies ſogar ſchon aus der Metaphyſik und aus den Categorien, wie und was,

quis? quid? vbi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

man mahlen ſollte, und alle Schulen ertönten vom Helldunkel, vom Colorit, von Compoſitionen, Gruppen, Skizzen und Carricaturen. „

„ Ein jeder modiſcher Schriftſteller muß wenigſtens 23 bis 24. Künſtler Namen auswendig wißen; aus

aus jedem Buchſtaben des deutſchen Alphabets einen. Mit einem Angelo, Bibiena, Coypel, Dürer, Elzhaimer, Fresnoy, Gvido, Holbein, Julius, Kranach, Lucas von Leyden, Mengs, Natter, Pouſſin, Qvaini, Raphael, Solimene, Titian, Vandyck, Will und Zucchero kan ein wackerer Schriftſteller, der von allen dieſen Dingen nichts weiß, doch immer ſein Glück machen; dieſes Recept pflegte einer meiner deutſchen Freunde das göldene A. B. C. zu nennen.„

„Unter den Kunſtlehrern demonſtriren einige ganz trotzig in die Empfindung ihrer Landesleute hinein, was ihnen gefallen und nicht gefallen müße. Andere machen, ohne zu demonſtriren, ihre Empfindung zur einzigen Richtſchnur, fremde Empfindungen zu beurtheilen und allgemeine Regeln feſtzuſetzen. Wenige andere ſuchen ihren Geſchmack durch die Lectüre, und durch den Geſchmack anderer erſt zu verbeßern, ehe ſie es unternehmen, Geſetzgeber zu ſeyn. Die letzten ſind insgemein die beſcheidenſten unter allen.„

„Die Critik — — — *)

„Die Poeſie der Deutſchen ſcheint in Abnahme zu ſeyn; ihre guten Genies haben faſt alle die Leyer

*) Das Urtheil meines Chineſers über unſere Critik behalte ich hier zurück, weil ich davon im folgenden Briefe Gebrauch machen werde.

verabſchiedet, und ſeit geraumer Zeit iſt, einen einzigen ausgenommen, kein neuer Dichter von Beträchtlichkeit erſchienen. Vielleicht ſind ſie aber ſelbſt Schuld daran. Denn die Natur thut nichts durch einen Sprung, und gleichwohl verlangen die Deutſchen, daß ein Dichter gleich bey ſeinem erſten Hervortritte ein Mann ſey. Ob ſie auch ſeine UebungsStücke nicht leſen wollen, ſo könnten ſie ihm doch grosgünſtig erlauben, daß er ſie drucken läßt, wenn ſie wüſten, wie ſehr ein junges Genie, dadurch daß es ſich gedruckt ſieht, aufgemuntert wird, ſich immer mehr zu vervollkommnen.„

„Sie nennen ein Heldengedicht von Klopſtocken, einem ihrer gröſten Poeten; es iſt noch nicht vollendet und für den Chineſer völlig unverſtändlich.„

„Vielleicht aber werden die Deutſchen ein vollkommenes Heldengedicht nie haben, nie haben können. Weil ſie den Begrif der Epopäe aus dem Homer ſchöpfen, ſo erfordern ſie zu einem ſolchen Werke allemahl etwas Wunderbares, welches durch die Einwürkung übernatürlicher Kräfte, die ſie Maſchinen nennen, erhalten wird. Woher nun den Stoff des Gedichts und woher die Maſchinen? Nicht aus der neuern Zeit; denn Wunderwerke ſind nicht mehr Mode und ſelbſt der Dichter hat nicht das Recht, Dinge einzuführen, die dem gemeinen Glauben ſo ſehr entgegen ſind.

Nicht aus den alten deutſchen Geſchichten; denn die Wunder dieſer Zeiten und die altbardiſchen Gottheiten kennt das leſende Publicum zu wenig; und eine jede andere Mythologie wåre an dieſem Orte unſchicklich. **Nicht von den Auslåndern**; ſelbſt nicht aus dem **ReligionsSyſtem der Griechen**; denn mit dieſem verbindet ein Mann, der den Lucian und Wieland geleſen hat, ſo viele lächerliche Ideen, daß die griechiſchen Götter keine ernſthafte Würkung mehr thun können. Das ganze Ding iſt für unſere Zeiten zu unwarſcheinlich, als daß es der Dichter in einem großen ernſthaften Werke gebrauchen dürfte. **Nicht aus der chriſtlichen Religion**; denn dieſe iſt theils nicht ſinnlich genug, und theils iſt die chriſtliche Mythologie deswegen nicht für den Dichter gemacht, weil dieſer Gottheiten bedarf, die ſchon ſattſam charakteriſirt ſind, wo jede ihre eigenthümlichen Beſchaffenheiten und Handlungen hat. Wo iſt aber der individuelle charakteriſtiſche Unterſchied unter den Engeln, den der Dichter ſchon vorausſetzen könnte? Soll ihn der Poet erſt ſelbſt erſchaffen, ſo muß er allemahl von den Homeren übertroffen werden, deren Mythologie ſchon ganz fertig vor ihnen lag. **Nicht endlich aus der Allegorie**; denn die Perſonen in der Epopåe müßen handeln, und allegoriſche Weſen als handelnd vorgeſtellt, mit würklichen Weſen gemiſcht, ſind in einem ernſthaften Werke unerträglich.„

„Außerdem ließt man zuweilen noch Nachrichten von andern Epopåen der Deutſchen, von einem Her-

mann, Nimrod, Lucifer, einer Sündfluth; allein dieſe Gedichte ſelbſt werden nicht mehr geleſen.„

„Sie klagen auch über den Mangel an einem guten Theater und an den Werken, die für daßelbe verfertiget werden. Vielleicht fehlt es ihnen an einheimiſchen Charakteren, weil die deutſchen Laſter und die deutſchen Tugenden einander auf der Oberfläche allzu ähnlich ſehen. Vielleicht ſtudiren ihre Poeten mehr die Ausländer, als ihre eigene Nation und bilden ſich alſo Schilderungen, wozu man die Originale jenſeit des Meers ſuchen muß. Da ſie überdies wenige reelle Belohnung zu hoffen haben, ſo können ſie durch nichts aufgemuntert werden, als durch den Beyfall der Zuſchauer; und der Geſchmack des Pöbels auf dem Parterre und des Pöbels in den Logen iſt an den meiſten Orten ſo ſchlecht, daß der Beyfall der Menge für den guten Dichter eine wahre Demüthigung iſt. In mancher Stadt keimt auch vielleicht ein großes dramatiſches Genie; allein es kan ſich nicht fühlen, weil zum Unglück in dieſer Stadt kein Theater iſt, oder wenigſtens ſich nicht ausbilden. Für die Tragödie fehlt manchem Dichter die Größe des Geiſtes, durch welche hohe Geſinnungen erzeugt werden könnten, die bey aller Erhabenheit nicht in das Abentheuerliche fallen; und dem Publico oft die Receptivität, das Große, das Erhabene und Pathetiſche zu empfinden. Mit dieſen Umſtänden vereiniget ſich das Vorurtheil für die Ausländer, welches unter den Zuſchauern und unter

den

den Schauſpielern herrſchet. Die Deutſchen haben zween groſſe dramatiſche Dichter Weißen und Leßingen; aber ſtatt ihrer vortreflichen Stücke ſpielt man zu Leipzig den Goldoni; ein vornehmer Mann verſicherte mir, und ſchlug dabey auf die Doſe, das Corneillens ſchlechteſtes Stück beßer wäre, als der Romeo und Julie, und wohl eher habe ich ſüße Herren und Damen geſehen, die bey Miß Sara Sampſon von ganzen Herzen gelacht haben.„

„Zu lehrenden Gedichten ſcheinen die Deutſchen ein vorzügliches Geſchick zu haben; und hier finden ſie auch das weiteſte Feld vor ſich und eine Ausſicht, die immer weiter wird, je mehr man fortſchreitet. Sie haben Haller, Hagedorne, Duſche, Wielande, Utze, Withofe; Poeten, die alle in ihrer Art vortreflich ſind.„

„Wenn ihre Odendichter ſo fortfliegen, wie ſie angefangen haben, ſo werden ſie bald ſich in den Wolken verliehren. Dädalus Ramler, der ihnen die Fittiche gab, wird es nicht thun; aber wie mancher junge Icarus will ihn überfliegen, ſchmelzt an der Sonne und ſtürzt in die See! — Einige aus dieſem Poetenvolke glauben von Ramlern den Gebrauch der griechiſchen Mythologie gelernt zu haben, und nun werden die Götter auf Göttinnen gehäufet, auf daß eine Ode daraus werde, und oft in einem ſolchen Anputze

zur Schau geſtellt, in welchem ſie ſelbſt ſich nicht wieder erkennen würden. Ein anderer hat gehört, man müße die Alten nachahmen; geſchwind mißt er den Tact einer horaziſchen Ode ab, und hüpft dem Lateiner ſo ſteif nach, wie der bürgerliche Edelmann ſeinem Tanzmeiſter. Ein dritter ſieht, daß Ramler zuweilen den Gedanken am Ende der einen Strophe abbricht, um ihn in der folgenden fortzuführen; flugs ordnet er alſo ſeine wenigen Ideen, ſchiebt immer von jeder die eine Hälfte nach der andern heraus und ſchiebt ſolange, biß in jeder Strophe zwey halbe Gedanken ſtehen, in keiner ein ganzer. Ein vierter will alle andere übertreffen, will neu, will originell denken, haſcht alſo nach dem ungewöhnlichen in der Idee und im Ausdruck und wird allenfalls ein Meteor, welches der Pöbel angafft, wie Wunder und Zeichen; der Verſtändige gehet vorbey.„

„Die ernſthafte deutſche Nation iſt gerade diejenige, welche am meiſten tändelt. Ihre Dichter ſingen von Wein, ohne zu trinken, von Liebe, ohne zu lieben; nur Utz, Gleim, Jacobi und Gerſtenberg tändeln mit Anſtande: denn ſie haben den Grazien geopfert.„

„Einen Dichter haben die Deutſchen, auf welchen ſie mit Recht ſtolz ſind. Als Jüngling ſang er aus dem Himmel ätheriſche Lieder herab, in welchen auch

ſeine

ſeine ſtrengſten Kunſtrichter das große Genie immer erkannt haben; als Mann ſtieg er zur Erde hernieder und ſpottete in komiſchen Gedichten mit attiſcher Feinheit und ächter ſokratiſcher Laune.„

„Die andern Spötter haben geſchwiegen und es ſcheint, daß unter den Deutſchen der Stoff zur Satire durch Rabenern bereits erſchöpft iſt; ihre Thorheit iſt, wie ihre Weisheit, weder groß, noch mannigfaltig genug, um viele Luciane zu ernähren.„

„Nachdem ſie das Vorurtheil abgelegt hatten, welches ein Mann mit Namen Gottſched vertheidigte, daß ſie mit ihrer Litteratur allen Ausländern Trotz bieten könnten, ſo ſind ſie in den entgegengeſetzten Fehler verfallen, in ein Mistrauen gegen ſich ſelbſt, welches ſie erniedriget und macht, daß ſie alles Fremde für beßer und vollkommener halten, als das einheimiſche. Sie vergleichen ihre Dichter mit den Alten, mit den Ausländern, und bekennen die Vortreflichkeit der letztern auf Unkoſten ihrer Landsleute. Dadurch wird das Genie zu einer gewißen Furchtſamkeit gewöhnet, welche es von großen und kühnen Unternehmungen zurückhält. Wenn die Jugend einbildiſcher iſt, als das Alter und dieſes furchtſamer als jene; ſo muß der deutſche Genius gewiß ſchon in ſeinen abnehmenden Jahren ſeyn, und bald werden vielleicht die Tage kommen, von welchen es heißt: ſie gefallen uns nicht.„

„ Wenigſtens laßen die heutigen Proſaiſten ſo etwas vermuthen, einige Kunſtrichter nicht ausgeſchloßen, die durch öftere Klagen über das kraftloſe, unkörnigte, unpoetiſche Weſen der deutſchen Sprache andere zu ihrer Verbeßerung auffordern. „

„ Oder Verſchlimmerung? — Die Deutſchen hatten bisher gute proſaiſche Skribenten gehabt, die auch ihre Gedanken ganz menſchlich auszudrücken ſuchten. Moßheim, Sulzer, Gellert, Rabener, Spalding, Iſelin, Zimmermann, Wieland, Cramer, Winkelmann, Moſes und einige andere haben doch eine Sprache geredet, deren ſie ſich nicht zu ſchämen haben und die man ſchön findet, wenn ſie gleich ganz deutlich iſt und nichts übermenſchliches an ſich hat. Aber hinweg mit dieſen Schriftſtellern, die ſo plan, ſo deutlich ſchreiben — ſo wäßericht — beynahe wie Cicero! Wir wollen, ſagten einige, eine neue Sprache für uns allein erfinden; Hieroglyphen, deren hohen geheimen Sinn ein Ungeweihter zu faßen nicht vermag; eine Sprache voll von Anſpielungen auf den Talmud und Koran, deſto vortreflicher, je ſchwerer ſie zu erklären ſind, voll von einem ſchwerfaßlichen Witze, wo von bey jedem Gedanken der Leſer zwanzigmal mehr brauchet, um ihn zu verſtehen, als der Verfaßer, um ihn zu erfinden; voll von neuen ungewöhnlichen Wendungen, die noch in keines Menſchen Ohr kommen ſind; und voll endlich von Fremdlingen, denen wir Kraft unſers gedruck-

ten Briefs das Bürgerrecht ertheilen. Sie ſprachen es und gleich — „wurden die Balſamdüfte vom äthe-„riſchen Tiſche der Alten, mit einigen Vapeurs der „Gallier und dem Brodem der brittiſchen Laune ver-„miſcht, zu einer Wolke.„ — Sie hatten ihre Nach-ahmer; aber Seneca hatte die ſeinigen auch und Ci-ceros majeſtätiſche Sprache wurde faſt über den ſchim-mernden Antitheſen der römiſchen ** und ** vergeßen. Damahls war das göldene Alter der Lateiner vorbey; ihre Litteratur war im Abnehmen und ihrem gänzlichem Falle nahe. — Wo ſind nun wohl die Deutſchen?„

„Wenn das göldene Alter für ihre Sprache da-hin iſt, ſo iſt es vielleicht für die übrigen Künſte noch zu erwarten, wofern nicht die künftigen **Winkelmanne**, **Mengſe** und **Wille** ferner expatriiren, wie die bisherigen gethan haben. Faſt ſind nun die Augſpur-giſchen und Nürnbergiſchen Tändelarbeiten, ſo wie ih-re Haupt- und Staats-Actionen, gänzlich verdrängt; die Kunſt hat ſich über das handwerksmäßige erhoben und wird ihren höchſten Gipfel erreichen, ſobald die würklichen Genies an mehrern Orten, wie es an ei-nigen bereits geſchiehet, ſolche Belohnungen, oder Auf-munterungen zu erwarten haben, daß ſie nicht genöthi-get ſind, mit ihrem Pinſel, oder Grabſtichel nach Ta-gewerken zu arbeiten.„

„Die **Philoſophie** der Deutſchen iſt der Hut, welcher immer eine andere Form bekömmt; vor drey-

hundert

hundert Jahren noch völlig ſcholaſtiſch; dann γνησιως ariſtoteliſch; dann ramiſtiſch; dann zwiſchen allen ein Mittelding; dann carteſianiſch; dann bald thomaſiſch, buddeiſch, rüdigeriſch, bald etwas anders; ferner wolfiſch und demonſtrativiſch; wieder ein wenig eklektiſch, und endlich ſo ſüß, ſo tändelnd, ſo ſäuſelnd, wie ein kleiner loſer Zephyr, der von Blume zu Blume hüpft und auf keiner lange verweilet. In den Schulen der Deutſchen ſind noch einige demonſtrativiſche Köpfe; allein da viele unter dieſen ſehr unwißend und pedantiſch ſind, ſo werden ſie von der feinern Welt alle mit einander vermenget und zuſammen ausgeziſcht. Einige wenige eigenſinnige Männer, die Moſes, Flögel, Iſeline, Abbte wagen es, in der Mitte zu gehen; aber da ſie ſich zu keiner Partey halten wollen, ſo verderben ſie es mit allen. Außerdem iſt es merkwürdig, daß viele unter den deutſchen Philoſophen ſich eine Ehre und ein Verdienſt machen, von allem dem, was man insgemein glaubet, nichts zu glauben. — „

Der Chineſer könnte noch vieles erzählen; allein vielleicht iſt dieſes wenige ſchon zu beleidigend für unſern Geſchmack. Man muß es ihm vergeben; er iſt ein Fremdling und kennt unſere Tugenden nicht ſo gut, als wir ſelbſt.

Der Bogen iſt voll und nun kan ich dieſen chineſiſchen Brief auf das feyerlichſte beſchließen. Ich bin u. ſ. w.

Neunter Brief

an den Herrn Canonicus

Gleim.

Neunter Brief
an den Herrn Canonicus
Gleim.

So eben ſtreiche ich ein halb Dutzend ſchlechte Verſe wieder aus, die ich ſo hingereimt hatte, weil ich auch einmahl den Einfall bekam, an einen Poeten poetiſch zu ſchreiben. Lieber, mein theureſter Freund, will ich es Ihnen in Proſe ſagen, wie ſehr ich Sie liebe, verehre und hochſchätze, wie heilig ich Ihre vortreflichen Briefe bewahre, und wie entzückt ich noch täglich an den Tag zurückdenke, da ich **Gleimen** zum erſtenmahl ſah und küßte. Sie wißen es noch, mit welchen Augen ich damals Ihr Geſicht, Ihre ganze Mine verſchlang, um nur das liebenswürdigſte Bild Anakreons nie wieder zu vergeſſen. Noch jetzt ſteht es da, vor mir, mit den blauen

Augen, in denen der Himmel ſich aufthut, mit dem GrazienMunde, mit dem ſanften Lächeln, das meine ganze Seele dahin zog; umarmen wollte ich es, an meine Bruſt drücken, ſeinen Athem in mich ziehen; aber es verſchwand.

Schelten Sie mich immer einen Schwärmer; ich bin es nur, wenn ich den Geliebten, den Freund mir gedenke, und dann wage ich es, ſtolz auf einen Enthuſiasmus zu ſeyn, der wenigſtens zunächſt unter den poetiſchen eine Stelle verdient. Aber bald werden Sie mich wieder kaltſinnig, unfühlbar, ernſthaft und milzſüchtig ſehen. Denn ich rede mit ihnen in dieſem Briefe von dem kaltſinnigſten, unfühlbarſten, ernſthafteſten und milzſüchtigſten Volke unter der Sonnen — von den **Kunſtrichtern**.

Einer Ihrer LieblingsSchriftſteller giebt mir den Text zu der folgenden Predigt, welcher alſo lautet: *) „Einem großen Manne kleine Fehler abzulauren: nur höckerigte Auszüge ſeiner Gedanken zu geben: ihn wie durch ein Vorurtheil ſeines Namens zu preiſen; freilich das ſind leichte und rühmliche Verrichtungen, die aber nichts helfen, und öfters ſchaden. Was kan es einem Leſer helfen, daß er durch ſolch einen regelmäßigen, oder krüppelhaften Auszug durchwiſchet? der Geiſt

*) Ueber Abbts Schriften, S. 18.

Geiſt des Autors iſt weg aus dieſem Gerippe! Was kan es helfen, daß ich meinem Autor ein Paar eigene Gedanken anflicke und ſie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerſt ſchaden, das Auge eines Lehrlings daran zu gewöhnen, daß es zuerſt Fehler ſucht; ſein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und ſeine Seele damit zu verſtümmeln, daß er tadelt, ſtatt nachzueifern? Muß es nicht ſchaden, wenn wir, geleitet vom Vorurtheile des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich, und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für ſchlecht halten? — Und ſiehe! dies ſind die Vortheile unſerer Gelehrſamkeit aus Journälen! Wir laufen durch Auszüge hin: ſehen viel, und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verſtandes. Wir leſen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer laßen; ſo wie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden, ſtatt Schönheiten zu koſten, und erreichen es alſo, gelehrt ſcheinen zu können, ohne ſelbſt ein Sohn der Weisheit zu ſeyn. In der That, ſo wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, ſich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menſchlicher Geiſter und Herzen merklich geſchwächt hat: ſo geben ſich unſere Kunſtrichter Seelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrſamkeit und Scharfſinn die ſüßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geiſt des andern ſehen, und uns nach ihm bilden. „

Ich will nicht enthuſiaſtiſch für, oder wider die Kunſtrichter urtheilen; ſondern unparteyiſch, als wenn mich keiner unter ihnen gelobt, keiner getadelt hätte, den Nutzen ihrer Critiken gegen den Schaden abwägen, welche dadurch geſtiftet wird.

Es iſt die Rede von öffentlichen Critiken, nicht von ſolchen, die der Freund ſeinem Freunde macht. Kunſtrichter der letztern Gattung ſind von je her geweſen und ſie ſind deſto nothwendiger, je leichter ein Vater aus allzugroßer Zärtlichkeit gegen ſeine Kinder ihre Fehler überſieht. Aber Herolde, die es in die Welt hineinſchreyen, ſi quis pauperiem feciſſe dicatur, die öffentlich ſchelten und öffentlich loben und über lebende Skribenten richten; dieſe ſind eine Art von neuerlich entſtandenen Geſchöpfen, die die Alten noch nicht gekannt haben.

Das Amt eines ſolchen Kunſtrichters hat zwo Seiten; wir wollen es zu erſt von der guten betrachten.

Es iſt nicht zu läugnen, daß wir die wichtigſten Unterſuchungen, die beſten Ausſichten, durch welche in unſern Tagen das Gebiete der Litteratur erweitert worden, unſern Kunſtrichtern zu danken haben. Während der Leſung eines Buchs entſtehen in unſerer Seele eine Menge Gedanken, die wir vorher noch nicht gehabt ha-

haben, die aber faſt immer ſo ſchnell wieder verſchwin=den, als ſie entſtanden ſind. Weiß der Kunſtrichter dieſe zu erhaſchen, feſtzuhalten und ſeinen Leſern in den Kopf zu ſpielen; ſo kan es nicht fehlen, ſeine Re=cenſion muß SamenKörner und Pflanzen enthalten, die das Genie groß ziehen kan, daß ſie tauſendfältige Früch=te tragen. Wie viel denkt ein aufmerkſamer Mann bey Klopſtoks Meßias! Oder bey Shakſpears Tragö=dien! welche Blicke thut er da in das menſchliche Herz! Er zeige ſeinen Leſern die Dinge, die er geſehen hat und die nicht jedermann ſieht! Vielleicht entdecken dieſe eben das, vielleicht mehr, vielleicht etwas anders; in allen Fällen iſt der Fingerzeig, den ihnen der Kunſt=richter gegeben hat, ein nützlicher Wegweiſer, der ſie zu Betrachtungen führt, die nun ihnen eigen ſind, nach=dem ſie ihr Gepräge darauf geſchlagen haben.

Deswegen wird auch die Theorie der Kunſt un=gemein durch eine vernünftige Critik befördert. Faſt nur aus einzelnen Anmerkungen iſt das unſterbliche Ho=miſche Werk zuſammengewachſen; nun ſammle mir je=mand alle gute Beobachtungen unſerer deutſchen Kunſt=richter über einheimiſche Werke; er ordne, vergleiche, beurtheile und vermehre ſie mit ſeinen eigenen, und dann werden wir deutſche Grundſätze der ſchönen Wißenſchaften bekommen. Die gründlichen Urtheile aus allen guten, oft widrigen, Journalen zuſammen geſetzt,

aus den Litteraturbriefen, den drey jetzlebenden Bibliotheken, den Fragmenten und wie ſie weiter heißen; — wäre das nicht ein feines Magazin, aus welchem ein denkender Kopf die Materialien zu einem neuem Gebäude herhohlen könnte? Die Herren **Herder** und **Schmid** haben uns Proben einer ſolchen Arbeit gegeben; dieſer mit einer größern Känntniß der Litteratur, und jener mit einem größern philoſophiſchem Geiſte.

Wer ſpricht mir den Journalen das Lob ab, daß dadurch der gute Geſchmack hergeſtellt und erhalten, und die ſeichten Urtheile über das Gute und Schöne erdrückt werden? Selbſt Gottſcheds Neueſtes aus der anmuthigen Gelehrſamkeit hat an verſchiedenen Orten, wo ſonſt ein pöbelhafter Witz von der Canzel an bis an den Nachttiſch, herrſchte, gute Dienſte gethan. Beßere thaten die LitteraturBriefe; und der Bibliothek der ſchönen Wißenſchaften, die ſelbſt in Wien mit Beyfall geleſen wird, hat man, ſo wir den Bemühungen des Herrn von Sonnenfels, das Aufkommen verſchiedener guten Köpfe in den dortigen Gegenden zu verdanken. Ein Journal iſt dazu gemacht, in mehrere Hände zu kommen, als andere Schriften; der Jüngling, der oft nicht die Gelegenheit hat, viele Bücher ſelbſt zu leſen, urtheilt dem Kunſtrichter nach, formt ſeinen Geſchmack nach dem Geſchmacke ſeines **Anagnoſten**, (denn der Journaliſt iſt ein Anagnoſt, der uns aus jedem Buche das Beſte und das ſchlechteſte vorließt) und wird weiſe, wenn dieſer weiſe war.

zu unterdrücken die ſchlechten Schriftſteller und hervorzuziehen die guten, die ohne eine ſolche Beyhülfe vielleicht unbekannt geblieben wären: eine neue Pflicht des Kunſtrichters und, wenn er ſie erfüllet, ein neues Verdienſt! Er iſt der Cenſor, der jedem ſeinen gebührenden Rang anweißt, den Duns von dem Throne herabjagt, auf welchen er ſich eigenmächtig geſetzt hat, und zu dem gemishandelten und unterdrückten Genie ſagt: ſteige herauf! Er beßert den angehenden Autor, zeigt ihm ſeine Beſtimmung und das Fach, für welches er gemacht iſt, prägt ihm Behutſamkeit ein, macht ihn demüthig, wenn er zu ſtolz, und kühn, wenn er zu furchtſam war, feuert ihn zu fernern Arbeiten an und muntert ihn auf, dereinſt Werke zu liefern, die ihn überleben können.

Selbſt der Geſchmack des Leſers wird durch das Urtheil des Kunſtrichters noch mehr befeſtiget. Oft leſe ich in der Stille und urtheile in der Stille; meine Sentenz ſcheint mir zu verwegen, ich wage es nicht, ſie öffentlich zu ſagen; nicht einmahl, ihr für mich allein völlig zu trauen. Jetzt tritt der Critikus auf, ſagt eben das, was ich gedacht habe und beſtätigt mich dadurch in meiner Meinung; oder er ſagt das Gegentheil und veranlaßt mich, dieſe genauer zu prüfen, um endlich zu einer Art von Gewisheit zu gelangen. Lange hatte ich heimlich mir ſelbſt zugemurmelt, daß Lohenſtein der verächtliche Mann nicht ſey, für den

ihn die Gottſchediſche Schule gehalten hat, daß Wielands Shakſpear und Duſchens Pope allerdings in Deutſchland Nutzen ſchaffen können, daß Voltärens Henriade und verſchiedene franzöſiſche Trauerſpiele nicht das Lob verdienen, womit man ſie überſchüttet; bis in Ewigkeit würde ich es gemurmelt, nur halb geglaubt, nie laut geſagt haben, wenn ich nicht hörte, daß Abbt, Klotz, Home, Leßing eben ſo urtheilten, als ich.

Ueberhaupt erleichtern die Journale allemahl die Bekanntſchaft mit der Litteratur. In ihnen überſehen wir, wie mit Einem Blicke, den ganzen Zuwachs, welchen ſie von Zeit zu Zeit erhält; wir familiariſiren uns mit den Namen der beſten Schriftſteller und lernen ſelbſt ihr Genie einigermaßen und wenigſtens ſo kennen, wie das Geſicht eines Menſchen aus ſeinem Porträt, oder wie den Gang eines Frauenzimmers, die man von fern ſieht. Wir hören auf, Fremdlinge in unſerm Vaterlande zu ſeyn, wie es unſere Väter waren, die oft den unbekannteſten griechiſchen Scholiaſten beßer kannten, als ihren eigenen Landsmann; wir werden bekannter mit unſern einheimiſchen Produkten und wißen nunmehr, was die Deutſchen geleiſtet haben, und was ſie leiſten könnten.

Sogar die Kriege der Kunſtrichter unter einander ſind eine nützliche Gährung, durch welche mancher Vortheil

theil gewürkt wird. Das zuſchauende Publicum ſieht endlich, auf welcher Seite das Uebergewicht iſt und entdeckt ohne Mühe die kritiſchen Kunſtgriffe, mit welchen man es bisher hintergangen hat. Dann ſpringt plötzlich zwiſchen beyden Streitern ein dritter hervor, verdrängt beyde, und fängt an zu regieren, ſo lange bis er wieder auf eine ähnliche Weiſe geſtürzt wird. Der zweete wird immer ſich hüten, daß er nicht in die Fehler des erſtern verfalle; der dritte vermeidet die Verſehen des zweeten, und ſo wird immer der vorhergehende durch den nachfolgenden verbeßert, biß endlich der Geſchmack der Nation durch dieſe fortdaurenden Bemühungen ſeine Feſtigkeit erhält.

Freylich durch magere Auszüge wird das Publicum nicht genährt, nicht gebeßert. Wer dieſe zu verfertigen im Stande iſt, der ſey ein Regiſtermacher biß an ſein Ende; Kunſtrichter iſt er nicht. Und wer ſie leſen kan, dem empfehle ich die Bände der unſchuldigen Nachrichten, die deutſchen Acta eruditorum und viele der heutigen franzöſiſchen Journale, wo er bey dem Extrait premier geruhig einſchlafen und bey dem Extrait ſecond u. ſ. w. ſich wieder munter leſen kan. Bloß die Gedanken des Verfaßers, ohne eigenes Urtheil, abzuzeichnen, und ſie nach Gutbefinden mit einander zu verknüpfen; das heiſt einen Körper das Fleiſch nehmen und die Knochen mit Drat zuſammen heften. Das Neue, das Wichtige, das Eigne, das vorzügli-

che Schöne, das Falſche und Häßliche, das Unbeſtimmte anzuzeigen, auf die Lücken zu deuten, die der Verfaßer gelaßen hat, die Auswüchſe abzuſondern; dies iſt eigentlich das Geſchäft eines Journaliſten, der mit dem Kopfe und nicht mit der Hand kritiſirt.

„Aber wo finden wir den? Und wenn wir ihn ge„funden hätten, wird ſeine Arbeit auch alle die herr„lichen Früchte hervorbringen, die man von ihr rüh„met? Und wenn ſie dieſe hervorbrächte, wird nicht „der Nutzen weit durch den Schaden überwogen, der „nothwendig aus öffentlichen Critiken über lebende „Schriftſteller entſtehen muß?„

Ich will aufrichtig ſeyn, das Bild des Kunſtrichters herumdrehen, ihn von der ſchlimmen Seite betrachten und nichts von dem Schaden verſchweigen, der auch durch gute Critiken geſtiftet wird; denn von ſchlechten iſt ohnehin die Rede nicht.

Und wenn der Kunſtrichter ſich heiſer ruft und hypochondriſch ſchreibt, wird er wohl jemals das Ungeziefer des Helicons vertilgen, die Brut der elenden Skribenten völlig ausrotten, oder ihre Schriften den Leſern aus den Händen recenſiren? Herr **Ziegra** ſchreibt ſeine Wansbeckiſche Zeitung ſchon ſeit vielen Jahren und verkauft gewis ſo viel Exemplarien davon, als

Herr Nicolai von der allgemeinen Bibliothek. Bandel läßt ſeinen ſtummgeweſenen Advocaten immer fort plaudern. **Weſtermann** ſingt ununterbrochen Sonnaten ab; **Wilke** ſchreibt Einen Beytrag über den andern; und von dem Antikritikus habe ich bereits das ſechſte Stück — nicht geleſen — ſondern geſehen. Was hilft nun alle Critik? Solange es elende Leſer giebt, muß es auch elende Schriftſteller geben; und wenn wir kein Mittel wißen, die erſten hinwegzuſchaffen, ſo ſind hundert Kunſtrichter nicht hinreichend, Einen einzigen böſen Skribenten völlig zu erdrücken.

Dafür erheben ſie manchen Autor, der es nicht verdient; junge Genies ſchlagen ſie oft zur Ungebühr nieder und oft machen ſie ſelbſt ältere furchtſam und tödten in ihnen den Muth, der zu OriginalWerken erforderlich iſt. Ich kenne Knaben, deren erſte Werke noch nicht an das Mittelmäßige reichten; ſie wurden dennoch in eine ſehr hohe Claße der ſchriftſtelleriſchen Rangordnung geſezt, weil ſie das Glück hatten, mit denen in Verbindung zu ſtehen, die Lob und Tadel nach Gefallen ertheilen. Stolz auf ein Lob, welches ihnen nicht gebührte, und voll von Zutrauen auf ihre Kräfte, verſäumten ſie es, ihren folgenden Werken die gehörige Vollkommenheit zu geben und fielen dadurch deſto tiefer, je mehr ſie vorher waren erhöhet worden. Ich kenne Jünglinge, die auch auf die Spitze des Parnaßus hinauf klimmen wollten; der Kunſt-

richter ſtieß ſie zu unbarmherzig hinab in die Tiefe, und ſie verzweifelten. Durch die allzuſtrenge Critik wurden ſie zu ſehr gedemüthiget; alle Zuverſicht, alles Zutrauen zu ſich ſelbſt war verſchwunden; ſie wagten es nicht, wiederzukommen in ein Publicum, wo man ſie ſo ſchlecht begrüßt hatte: erſtickt lagen nun die beſten Talente da und verlohren war der Bürger, der künftig dem litterariſchen Staate zur Ehre gereicht hätte. Ich kenne Männer, denen man, in einem heftigen, bittern und unhöflichen Tone, die Feile angeprieſen hatte; ſie nahmen ſie und feilten, und feilten mit jedem Fehler zwo Schönheiten aus ihren Gedichten heraus, die nun zwar ſo correkt wurden, daß ſie ſelbſt die ſtrengſten Tadler mit Verbeugungen bewillkommten; aber dahin war der holdſelige Reiz, der auch bey minderer Regelmäßigkeit, mehr anziehendes hat, als eine untadelhafte Schönheit ohne Leben, ohne Grazie.

Durch allzuvieles Kritiſiren wird überhaupt die Ausübung gehemmt; man unterdrückt das Gefühl der Schönheit, lehrt nur nach Fehlern haſchen, und was thut der Lehrling lieber? Kritiſiren iſt immer leichter als ſelbſt machen; Fehler ſuchen gemächlicher als verdeckte Schönheiten entziffern: man thut alſo das, wobey man ſeine Rechnung am beſten findet; halb geleſen, nichts empfunden, alles getadelt, flugs iſt der Kunſtrichter fertig. Manchen vortreflichen Kopf reißt der Strom mit ſich fort und wenn er denn nicht außerordentlich arbeit-

arbeitſam iſt, ſo wird er durch die kritiſchen Bemühungen an der Ausfertigung eigener OriginalWerke verhindert, die dann noch leben würden, wenn alle Journale vergeßen ſind.

Dies iſt der Schaden der Critik auf Seiten der Schriftſteller; größer noch iſt er auf Seiten der Leſer.

Es giebt Menſchen, die keinen eigenen Kopf, keinen eigenen Geſchmack, kein eigenes Urtheil und keine eigene Gelehrſamkeit zu haben ſcheinen; ihr Kopf, ihr Geſchmack, ihr Urtheil und ihre Gelehrſamkeit — alles gehört den Journaliſten zu, von welchen ſie es empfangen haben. Sie denken, wie dieſe, ſie empfinden, ſie richten wie dieſe; ihre ganze Känntniß iſt eine Känntniß der periodiſchen Schriften und der Urtheile, die in dieſen gefällt werden.

„Was halten Sie von Abbts Buch über das Verdienſt?„

„Es macht eine neue Epoche in der Philoſophie; „die Schreibart iſt vortreflich, und der gute ſchlichte Menſchenverſtand, welcher in dem Buche „herrſcht, macht es eigentlich zu einer Schrift „für den Bürger.„

„Wie gefällt Ihnen Wielands Ueberſetzung vom Shakſpear?„

„ Sie iſt ſteif und geſchmacklos und dieſer große eng- „ liſche Dichter wird dadurch völlig entſtellet.„

„ Wie der deutſche Pope von Duſch?„

„ Er wimmelt von Schnitzern und Pope iſt in der „ wäßerigten Proſe nicht mehr zu erkennen. „

„ Vermuthlich beſitzen Sie dieſe Bücher ſelbſt?„

„ Um Vergebung! Ich habe ſie nur recenſirt geleſen —

Aehnliche Geſpräche habe ich mehrmahls gehört, *) und ich glaube, daß unter tauſend Leſern eines Jour- nals richtig allemahl neun hundert ſind, die auf eine ſolche Art blindlings dem Kunſtrichter nachtappen und ihm nach über Bücher urtheilen, die ſie in den mei- ſten Fällen nicht einmahl geſehen haben. Sie geben ſich durch ihre Beleſenheit in den kritiſchen Schriften das Anſehen einer weitläuftigen Känntniß und mancher ehr- liche Mann, der dann nur über ein Buch urtheilt, wenn

*) Auch ähnliche Critiken geleſen — Ein neuerer Kunſtrichter, der noch zu ſehr taumelt, um den Namen eines philoſophiſchen Kopfs zu verdienen, wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den Don Sylvio von Roſalva, den er nicht geſehen hat, weil er ihn Don Antonio nennet — So ſtraf- te die Critik ihren untergeſchobenen Sohn durch ſein eigenes Gedächtniß.

wenn er es geleſen und geprüft hat, muß ſtill im Winkel ſitzen und ſich von der großen Weisheit dieſer Vielwißer überſchreyen laßen. Wird nun nicht eben das Inſtitut, welches zur Ausbreitung der wahren Gelehrſamkeit dienen ſollte, ein Mittel ihre Aufkunft zu verhindern? Der junge Menſch will ſich von dem Kunſtrichter gute Bücher empfehlen laßen, und über der Empfehlung vergißt er das Buch ſelbſt.

Und wie nun, wenn ihn ſein Wegweiſer verführt? So irrt er ihm alſo nach, ſchimpft Wielanden, weil ihn der Kunſtrichter geſchimpft hat, und lobt alle die mittelmäßigen Köpfe, die dieſer herausſtrich. — Auf dieſe Art kan ein Journal durch das Anſehen, in welchem es bey dem nachlallendem Theile des Publicum ſtehet, eben ſo wohl, als es den guten Geſchmack befördern ſollte, eine falſche Mode machen; nicht durch die Urtheile allein, auch durch den Ton, in welchem dieſe abgefaßet werden. Die bunte Schreibart, die man ſeit einiger Zeit für ſchön gehalten hat, wurde durch einige aber mäßige Auswüchſe des Styls in den Litteratur Briefen veranlaßet; durch einige Fehler, die hernach die Verfaßer ſelbſt misbilligten, die aber andere für Schönheiten verſchlangen, verdauten und, mit ihren eigenen Zuſätzen vermehrt, wieder von ſich gaben. Und ſo entſtand, wie ſelbſt ein Kunſtrichter bemerkt hat, ein Ungeheuer von Styl.

A Babylonish Dialect,
Which learned Pedants much affect

So iſt keine Mode des Geſchmacks ſo abentheuerlich, die nicht einen Obergelehrten zum Urheber und eine Menge Untergelehrte zu gefälligen Dienern hätte!

Kein Luſtſpiel kan luſtiger ſeyn, als die Verwirrung, welche durch kritiſche Kriege unter den Haufen der Nachliſpler gebracht wird. Der Eine nimmt Partey, ficht für den Altar und für den Heerd, ehe er noch weiß, wovon die Rede iſt, und zänkt ſich mit dem zweeten, der eben ſo unwißend iſt, als der erſte. Ein dritter wankt, und da er in der Beſtürzung nicht weiß, wohin er ſich wenden ſoll, ſo läßt er ſich durch den erſten Haufen, der ihm aufſtößt, mit fortſchleppen — „Wohin Herr Sancho?„ — daß weiß Gott und mein Eſel!

Die Verwirrung wird noch vermehrt durch die geheimen Verbindungen unſerer Schriftſteller und Kunſtrichter unter einander. Fürs erſte die guten Köpfe auf der Einen, und die elenden Schriftſteller auf der andern Seite im beſtändigen Kriege; denn Rotten unter den letztern, und entgegen geſetzte Schulen unter den erſten: ein Krieg aller wider alle: komm Hobbes und richte dein Reich auf! — Ich würde mehr hinzuſetzen, wenn ich nicht zu einer gefährlichen Zeit ſchriebe, wo das litteraliſche Publicum in Deutſchland beynah in einer ſolchen Gährung iſt, als das bürgerliche vor hundert Jahren in Engelland,

When

When civil Dudgeon firſt grew high,
And Men fell out they knew not why;
When hard Words, Iealouſies and Fears,
Set Folks together by the Ears.

Nicht ſelbſt will ich den Schluß aus allen dieſen Prämißen ziehen, um den Werth unſerer Critik zu beſtimmen. Vielleicht iſt ſie ein entbehrliches Gut; vielleicht ein nothwendiges Uebel: mag ſie doch ſeyn, was ſie will! Weil wir einmahl Kunſtrichter haben, ſo träume ich mir ein Ideal vor, von dem beſten unter allen möglichen Kunſtrichtern, dem billigſten, einſichtsvollſten und würdigſten, der nur zu denken iſt; — wenn die Natur nie eine mediceiſche Venus, oder ein Kind wie Coypels Amor hervorbringen wird, kan man ſie anklagen, daß ſie uns einen Kunſtrichter verſagt, der nur ein Geſchöpf der Einbildungskraft iſt?

Dieſer Kunſtrichter iſt, faſt wie Thomaſens Politicus, ein Menſch ohne Freunde, ohne Feinde und ohne Verbindungen, unbekannt, ohne Amt, entfernt von der Welt und ſitzend in einem Winkel, aus welchem er geruhig umherſchauen kan.

Kein Syſtem hat ihn gefeßelt; alle fremde Ideen legt er ab, oder prägt ſie zu eigener Münze um. Um alles hinwegzuſchaffen, was an die Vorurtheile gränzt, vergißt er auf einige Zeit ſein Vaterland, die Geſin-

nungen

nungen ſeiner Nation und alle Meinungen, die ihm der Lehrmeiſter angeklebet hat.

Er iſt ſelbſt kein Schriftſteller; er will es nicht ſeyn. Unparteyiſch iſt er, auch gegen ſich ſelbſt, nicht ſteif beharrend auf ſeinen Urtheilen, nicht eigenſinnig im Leſen und Schmecken.

Gebildet hat er ſeinen Geſchmack durch das Studium der Alten, der Ausländer und der beſten unter ſeinen Landsleuten, ohne für eine Partey eingenommen zu ſeyn. Er ſtellt alle neben einander, um aus allen zu lernen; aber er paralleliſirt ſie nicht, um die Alten auf Unkoſten der Neuern, oder umgekehrt, zu erheben.

Patriotiſch für ſein Vaterland kan er immer ſeyn; er ſoll es ſeyn! Er liebt ſeine Landsleute, ſtraft ſie brüderlich, wo ſie irren, und winkt ihnen freundſchaftlich, wenn ſie auf dem rechten Wege ſind. Ihre Litteratur kennt er von der ſtarken und von der ſchwachen Seite; hiſtoriſch: er weiß, was ſie gethan und nicht gethan haben; philoſophiſch: er weiß, was ſie thun könnten.

Er iſt ein gedultiger Mann, hat Enthuſiasmus zu leſen, Phlegma mit Bedacht zu leſen, Scharfſinn zu prüfen und Phantaſie, ſich in die Stelle des Verfaßers zu ſetzen, um ſeinen ganzen Geiſt zu erhaſchen.

Er iſt ein beſcheidener Mann, der ſeine Urtheile problematiſch vorträgt, keinem Leſer ſie aufdringt, und nicht jedem die Pritſche vorhält, wer anders zu urtheilen ſich unterwindet.

Er iſt ein ſtandhafter und freymüthiger Mann, der die Warheit mit Anſtand ſagt, und es vorherweiß, daß er durch Wahrheiten beleidigen wird.

Er ſagt ſie, bald mit der ernſthaften Mine eines Mentors, bald in einer ſokratiſchen Laune dahin, iſt froh, daß er ſie geſagt hat, und ſeine Zufriedenheit hängt ſo ſehr von ihm ſelbſt ab, daß er nie mit ſich oder mit andern unzufrieden iſt, wenn es andere mit ihm ſind.

Er vereiniget ſich mit Männern, die ihm ähnlich ſind, und dieſe zuſammen ſchreiben ein Journal — welches in Ewigkeit nicht wird geſchrieben werden.

Dieſer Traum beſchließe den Brief an meinen Gleim! Ich wünſche ſeine Erfüllung, und hoffe ſie nicht. Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, und denken Sie zuweilen an Ihren u. ſ. w.

Zehn=

Zehnter Brief

an den Herrn Geheimen Hofrath

von Thümmel.

Zehnter Brief
an den Herrn Geheimen Hofrath von Thümmel.

Entweder Herr Harles, oder Herr Feder hat mein Stillſchweigen bey Ihnen entſchuldiget. Ich wartete auf den Abdruck dieſes gedruckten Briefs, um einen geſchriebenen beyzulegen: da ſind ſie nun beyde mit einander!

Sie, gnädiger Herr, ſind ein Hofmann, der zu keiner gelehrten Partey gehöret; ein Zuſchauer des Gewühls auf dem Theater, wo Gladiatoren, Kunſtrichter und wilde Thiere kämpfen; ein Ehrenmitglied des Publicum, welches Sie ganz überſehen und welches ſtolz darauf ſeyn muß, daß Sie ſich zuweilen unter den Haufen der Schriffteller herab begeben, die es bewundert:

Ihnen alſo ſey dieſe Rhapſodie, die Sie am beſten beur=theilen können, dieſe Betrachtung über unſer Publicum gewidmet, von welchem ich fragen darf: Iſt es? und Wo?

Vom Monzambano an bis auf Moſern *) zankt man ſich über die politiſche Verfaßung Deutſchlandes, für die man noch immer keinen feſten Namen gefunden haben will. Nicht anders iſt unſer litterariſches Publi=cum, ein monſtrum horrendum, und leider! wenigſtens zuweilen, cui lumen ademtum.

Ge=

*) Als ein Bürger meines Vaterlandes gebe ich mei=ne Stimme für dieſen vortreflichen Mann wider diejenigen, welche „es nicht unterſuchen wollen, „wie weit Vielſchreiberey, veränderte Situationen „und halbverſtandne ReligionsSätze ihn hätten „bringen können.„ — Ich will es auch nicht unterſuchen, wie weit das Urtheil Eines Kunſtrich=ters den andern bringen kan; nur darf ich wün=ſchen, daß man nicht das NationalIntereſſe und den Enthuſiasmus für einen gewißen Monarchen zur Richtſchnur mache, das Verdienſt eines Schrift=ſtellers zu beurtheilen.

Geſammelte Stimmen machen eigentlich das Publicum aus; Stimmen verſchiedener Inſtrumente, die in Ein Concert zuſammenfließen; Urtheile verſchiedener Köpfe, die nach Einer Direction hinlaufen. Wir haben alſo nicht Ein Publicum; ſondern (darf ich ſo reden?) ſo viele Publica, als es Urtheile mehrerer Areopagiten giebt, die einander widerſprechen. Das Eine fällt eine richtige Sentenz, wenn es jedem wiederfahren läßt, was er mit ſeinen Thaten verdient hat. Das andere urtheilt unrichtig, wenn es den Schuldigen losſpricht und den Unſchuldigen verdammt.

Wo iſt nun dasjenige Publicum, deßen Ausſpruch gelten und von welchem man behaupten kan, daß es den Werth der Schriftſteller und ihre Rangordnung beſtimme?

Iſt es in einer Stadt, in einem Lande? in Berlin, in Leipzig, in Copenhagen, oder in Zürch?

Nichtsweniger! Wir haben keine gemeinſchaftliche Hauptſtadt; keinen Mittelpunkt, in welchem der Kern unſerer guten Köpfe verſammelt wäre, auf deßen Endur-

urtheil die Peripherie lauerte; Deutſchland iſt ein weites in mehrere Provinzen zertheiltes Reich, die für ſich beſtehen, ihr eigenes Intereße haben, welches oft dem Intereſſe des Ganzen zuwider iſt: da iſt kein ReſidenzOrt für die Geſetzgeber des Geſchmacks; kein Reichstag aus Deputirten aller Landſtände zuſammengeſetzt; ſondern überall Anarchie.

Wenn der Berliner den Enthuſiasmus für ſeinen König ſelbſt in die Werke der Muſen einfließen läßt; wenn der Schweizer BürgerLieder ſingt, denen er den Geiſt der Freyheit einhaucht; wenn der Däne über den Gräbern der Skalden Beſchwörungen murmelt, wie die Frau von Endor, und ein Ding herausbannet, welches ausſieht wie Samuel und nicht Samuel iſt: dann leſen die Berliner, die Schweizer, die Dänen, und ihre Urtheile durchkreuzen ſich. Wer hat nun recht?

Ablöſchen wollen wir alſo die Tinctur, welche der Geſchmack eines jeden durch den beſondern NationalGeiſt erhält; und dann in ganz Deutſchland herumwandern und die zerſtreuten Glieder des Publicum aus allen Landen zuſammenſuchen.

Ver-

Vermuthlich werden es die Kunſtrichter ſeyn, von den berliniſchen, halliſchen und leipzigern an biß auf den jenaiſchen freyen Beurtheiler und den hamburgiſchen Nachrichter? da ſey Gott für! Nie können ihre Stimmen die Stimme des Publicum ſeyn, ſo lange ſie mehr ihrem Eigenſinne, als ihrer Empfindung folgen, ſo lange ſie weniger die Dollmetſcher einer freyen Nation, als die Herolde ihrer eigenen Verdienſte ſind. Die Urtheile der guten Kunſtrichter, zuweilen ſelbſt der elenden, treffen nicht ſelten mit den Urtheilen des Publicum zuſammen; aber das Forum iſt noch immer verſchieden. Was für arme Schriftſteller wären Quinault, Wieland, Duſch, Cramer, Löwen, Michaelis *) und andere, wenn das Publicum nicht anders urtheilte, als die Kunſtrichter, ſelbſt diejenigen, die ſein trotzig austhun, als wenn ſie Sonderlinge wären und gar nicht zu der übrigen kritiſchen Nation gehörten? Und du armer Tod Adams, den ein Gleim verſificirt, aus welchem der Gallier und der Britte es lernten, daß auch ein Deutſcher ein Original ſeyn könnte, der noch im Jahr 1767 von den Franzoſen nachgeahmt wird,

*) Siehe die neue Auflage der Fragmente über die neuere deutſche Litteratur.

wird, wo iſt deine Schönheit, wenn ſie auf der Beſtimmung der Kunſtrichter beruhen ſoll?

So ſind es vielleicht die **Autoren** ſelbſt, deren geſammelte Stimmen das Publicum ausmachen? Auch dieſe nicht; wenigſtens ſoll keiner in demjenigen Fache ein Votum haben, wo er ſelbſt Autor iſt. Die Eigenliebe iſt ein Dame, die uns alle andere Schönheiten verächtlich, oder gleichgültig macht. Wir lieben uns ſelbſt, mit unſerer Familie und unſern Kindern, und ſehen die Kinder unſerer Nachbarn entweder ganz kaltſinnig vor dem Fenſter vorübergehen, oder wir bemerken allerhand Unarten an ihnen, die wir an den unſrigen weder ſehen, noch ſehen wollen. Schweigen ſollen wir alſo von unſern Mitgenoßen; und wenn wir ja reden wollen, ſo gelten unſere Urtheile — nichts.

Noch bleiben die **Leſer** übrig, und dieſe müßen das Publicum vorſtellen, dafern wir eines haben ſollen. Aber ums Himmels willen nicht alle! Nicht der Gelehrte von Profeſſion, der wegen eines **gelehrten Endzwecks** ließt, der ein Buch durchgehet, um **Ein**

Wort

Wort zu finden, oder mitten unter Bänden ſchwitzt, um Collectanea zu ſammeln! Nicht der Jüngling, der zum Leſen geht, wie zum Balle, um ſich zu zerſtreuen, und die lange Weile fortzuſchaffen! Nicht die Dame am Nachttiſch mit ihren Vapeurs, die ſie in Ermangelung eines Cicibeo durch Gleimen will verjagen laſſen! Nicht der ſüße Herr, der aus ſechs Büchern ſechs Brocken ſammelt, die er in allen Geſellſchaften hinwirft, um gelehrt zu ſcheinen, und wieder aufhebt, um einen Vorrath für die Zukunft zu haben. — Es giebt noch in Deutſchland von Wien an bis nach Hamburg eine Menge geſchmackvoller Männer und Männinnen, die da leſen, ihren Geiſt zu nähren, die ſich den fühlenden Buſen voll leſen und dann urtheilen, ohne urtheilen zu wollen. Dieſe ſind unſer liebſtes Publicum und eigentlich diejenigen, auf deren Beyfall, wenn ich ein Dichter wäre, ich am meiſten ſtolz ſeyn würde; ſtolzer als auf das ſchülerhafte Lob der Journale und auf die Menge der Editionen. Ein Hofmann, der ſich dem Getümmel entreißt, um zurückzukehren in die Geſellſchaft der Wielande, der Utze, der Gleime; eine Matrone, die ihren Kindern den Gellert vorſagt, biß ſie ihn auswendig können; ein geſchmackvoller Mann

außer

außer dem gelehrten Stande, der es mir geſteht, daß er bey Romeo und Julie geweint hat: — lauter brave Leute, die keine Kunſtrichter ſind, auf deren Sentiment ich aber mehr baue, als auf die Decrete der kritiſchen Parlaments Herrn: „Wir haben geleſen — „Wir urtheilen — wir glauben — wir rathen dem „Verfaßer — und das von Rechtswegen!„

Man ſpielt mit dem Worte **Publicum**, wie mit einem Zahlpfennige; und faſt möchte ich durch die Beſtimmung des verſchiedenen Sinnes, welchen man dieſem Ausdrucke giebt, einen kleinen Beytrag zu einem deutſchen Wörterbuche liefern.

„**Das Publicum hat ſehr günſtig von mir geurtheilt**„ das iſt verdollmetſchet: Einige meiner guten Freunde, die Journale ſchreiben, haben es der Welt, der ſie mein Buch anlobten, auf eine verblümte Art geſagt, daß ſie meine Freunde ſind.

„**Das Publicum hat meine Schrift gut aufgenommen.**„ — Das heiſt: mein Verleger hat ſie verkauft, für Geld, oder für Waare; und er glaubt, auch noch die zwoote Auflage verkaufen zu können, die ich jetzt veranſtaltet habe.

„Die

„ Dieſes Buch iſt von dem Publicum längſt verlacht worden. „ — weil es nämlich in den Augen einiger Kunſtrichter ein Stein des Anſtoßens war.

„ Es ſind dies nicht die Urtheile einzelner „ Perſonen, ſondern die Urtheile des Publicum „ von ganz Deutſchland „ — das iſt zu überſetzen: die Kunſtrichter, welche hier urtheilen, wohnen nicht alle in Einem Hauße, in Einer Stadt; aber ihre Geiſter ſind immer getreulich bey einander.

„ Ich übergebe hiermit dem Publicum dieſe „ ſe Briefe. „ — Nämlich alle Perſonen, die einen Gulden zuviel haben und ihn für dieſes Buch dahin geben wollen, ſollen mein Publicum ſeyn.

In dieſem Tone mag ich nicht fortfahren; man hat es mir ohnehin vorgeworfen, daß ich zur Unzeit luſtig wäre *); was kan ich dafür, wenn ich muß? Bey gewißen Gegenſtänden kan man nicht ernſthaft ſeyn.

Dies weiß ich nun, daß aus den harmoniſchen Stimmen geſchmackvoller Leſer die Stimme des Publicums

*) S. die Vorrede zu der Theorie, verglichen mit der D. Bibl. der ſch. W.

blicums zuſammentönet. Aber wer berechnet mir die Mehrheit der Stimmen? Kan ich mich auf dieſe verlaßen? Und wie ſoll ich daraus die gute oder ſchlechte Beſchaffenheit eines Buchs erkennen?

Glücklich wären wir, wenn wir eine Urne hätten, in welche nur geſchmackvolle Leſer ihre ὄςρακα werfen dürften: zählen könnten wir dann dieſe, und daraus wenigſtens mit einer moraliſchen Gewisheit den Werth der Schriftſteller beſtimmen. — Aber Verwirrung herrſcht durch unſer Vaterland; es giebt verſchiedene Tribunale von zuſammenlaufender Gerichtsbarkeit; jeder ſchenkt ſeine Stimme, wohin er will — der Kluge votirt unterdeßen in der Stille und ſein Votum wird oft überſchrieen und gilt — nichts.

Bey allgemeinen Schriftſtellern, die für die ganze Nation ſchreiben, für den Greiß, den Mann und den Jüngling, für die Matrone und die Demoiſelle, für den Gelehrten und für den Bürger, iſt die Sache leichter zu entſcheiden. Leſet Gellerts Fabeln dem Baron vor; er wird ſagen: ſie ſind ſchön. Im Winkel ſteht ſein Diener und denkt: mein Herr hat Recht; ein Urtheil, welches er oft ſagt und ſelten denkt! Gebt ſie der gnädigen Frau und dem Cammermädgen, dem Capitain und ſeinem Fourier, dem Prediger und dem Bauer: ſie ſind für alle gemacht, und alle werden ſie

ſchön

ſchön finden, wenn ſie nicht ganz von der ungütigen Natur verwahrloßt ſind. — Hier habe ich meine Gewährleiſter, wenn ich ſage: dieſes Buch iſt von dem Publicum gekoſtet, geſchmeckt und gelobt worden; es iſt alſo gut und, wenigſtens für unſere Zeiten, Klaſſiſch.

Aber ſchwerer iſt es, das Urtheil des Publicum über eine ſolche Schrift zu erfahren, die nur für einige Leſer gemacht iſt; über Sympathien, Meßiaden, Lehrgedichte von der Natur der Dinge, allegoriſche Oden, theoretiſche Schriften und Rhapſodien über die Empfindung. Die Stimmen müßen allemahl nothwendig getheilt ſeyn, wenn der Autor nicht allen allerley iſt. Und wer ſoll da entſcheiden?

Nicht die Mehrheit der Stimmen: denn man kan immer vorausſetzen, daß die klügere Partey die kleinſte iſt. — Nicht derjenige Theil, welcher am meiſten ſchreyt, man iſt auch ſchon bey den Zänkereyen des Pöbels geneigt, derjenigen Partey günſtig zu ſeyn, die die gelaſſenſte iſt. — Nicht endlich allemahl der gelehrteſte Haufen: denn ſelten iſt eine ſehr weitläufige Gelehrſamkeit mit dem guten Geſchmacke vergeſellſchaftet.

Ein ſolcher Autor, der nicht für alle ſchreibt, hat alſo ſein eigen Publicum für ſich, zuſammen geſetzt aus

unpar-

unparteyiſchen Richtern, die ihn vernünftig beurtheilen können und wollen. Ein empfindungsvoller Buſen, der aufſchwillt bey den Sympathien; eine klopſende Bruſt bey der Epiſode der Cidli; ein feuriges Auge, aus welchem die Phantaſie blitzt bey der Natur der Dinge: ſehet da beßere Richter ohne Kunſt, als alle Kunſtrichter. Eine Menge wackerer Leute vom Berge Jura an biß an das baltiſche Meer ſind ein Publicum, welches einen Autor ſchon für ſeine Mühe belohnen kan, wenn es will: und Ein Journaliſt, welcher dagegen ſchreyt, kann nur aus den Ohren ſolcher, die alles glauben, was er ihnen verſagt, die Stimme dieſes Publicum hinwegſchreyen.

„Aber das Publicum urtheilt oft heute ſo, mor„gen anders; wie ſoll man ſich nun auf ſein Urtheil „verlaßen?„

Das wird die Zeit lehren! So wie wir immer die neueſte Mode für die ſchönſte halten; wie die Demoiſelle bey dem Bilde der Grosmama lacht, die noch die Fontange trug: ſo blendet uns oft in Werken der Kunſt das Email, welches zu unſern Zeiten gewöhnlich iſt, und da jedermann es ſchön findet, ſo fällt es uns nicht einmahl ein, das Gegentheil zu meinen. Da ſteht nun der arme Alte, wie einer der ſeiner Schönheit beraubt iſt; wir aber gaffen einander an und rufen uns wechſelsweiſe das Euge! belle! zu. — Die Nachwelt ſieht uns

uns von fern; ſie iſt unbeſtechbar und entſcheidet unſern Werth, beſtimmt das Korn und das Schrot unſers Jahrhunderts beßer und aufrichtiger, als die Wardeins unſerer Zeiten. Vor ihrem Tribunal alſo ſollen ſich dereinſt noch unſere Schriftſteller verſammeln und ihr Urtheil zum Leben, oder zum Tode erwarten. Ganz elende Schriften können ſchon wir hinwegſichten; aber von ſolchen, über deren Vortreflichkeit, oder Mittelmäßigkeit die **Vorwelt** ſich zankt, muß die **Nachwelt** das Recht ſprechen.

Ich weiß es, daß Leßing, Klopſtok, Wieland, Gleim, Rabener gute Scribenten ſind; aber wie ſoll ich es einem andern beweiſen, der nicht in meine Bruſt ſchauen und in der ſeinigen nicht fühlen kan? Hier verläßt mich meine Logik und Aeſthetik: gehe hin, ſage ich, und koſte und wenn du nichts ſchmeckeſt, was kan ich dafür!

Nicht die Menge der Auflagen und der Käufer, nicht das Lob der Journale, nicht die Größe des Soldes, welchen der Autor empfängt, nicht die Anzahl der Zuhörer, die ſeine Schrift verlangt haben, nicht ſein Titel, ſelbſt nicht ſein Ruhm können den Werth ſeiner Schrift beſtimmen.

„ Unſere Schriften (ſagt ein ſeynwollender elender Scribent im Namen ſeiner lieben Brüder) „ mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, ſo finden ſie doch „ allemahl einen Verleger, Käufer und Leſer:

ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puiſſe dire,

Un Marchand pour les vendre et des ſots pour les lire.

„ Man frage nur die Buchhändler, ob nicht die „ Poſtillen, Romane, Briefſteller, poetiſche Handbü„ cher und Trichter, Reimregiſter, Notariatkünſte, Com„ plimentierBüchlein, der Eulenſpiegel und dergleichen „ ſchöne und nützliche Werke den beſten Abgang haben? „ Wie begierig ſind nicht Happels und Menantes Schrif„ ten gekauft worden? Und Uhſens wohl informirter „ Redner iſt wenigſtens neunmahl aufgelegt. „

Wie viele Leſer finden ſich nicht noch zu unſern Zeiten für gewiße pragmatiſche Geſchichtsſchreiber in Qvarto, für die Statiſtiken der vereinigten Niederlande und ſelbſt für die Gedichte des ſeeligen Herrn Archidiaconus Zimmermanns! **Klotz** hat ſeine meiſten Schriften an die Buchhändler verſchenkt; aber Donatius in Lübeck iſt ſo grosmüthig, mehrere Thaler für die Bogen des Antikritikus zu bezahlen. Wer iſt mehr in Journalen getadelt worden, als Wieland, und wer

iſt

iſt ein beßerer Scribent, als er? Wer hat mehr auf Verlangen ſeiner Zuhörer geſchrieben, als ** und wer ſchreibt ſchlechter, wäßerichter, weitſchweifiger, und auf eine ſo unerträgliche Art deutlich, als eben er?

Wer alſo nicht ſelbſt empfinden kan, dem ſoll man es auch nicht beweiſen, daß ein Autor gut, oder elend iſt; man kan es nicht. Wer die muſicaliſche Poeſie in Rammlers Ino nicht hört, dem ſage ich, mit Liſcow, daß ſeine Ohren nicht werth ſind, an einem Menſchen Kopfe zu ſtehen.

Für die Anmerkungen, die ich noch über unſer deutſches Publicum insbeſondere gemacht hatte, iſt eine andere Stelle beſtimmt. Denn ich vermuthe, daß Sie kein Freund von langen und von hypochondriſchen Briefen ſind. Ich bin u. ſ. w.

---

gedruckt mit Hellers Schriften.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Folgende Druckfehler beliebe der geneigte Leſer zu verbeßern, oder nicht zu verbeßern, nachdem er es für gut befindet.

S. 3. — politiſche — lies — politiſchen. S. 4. — kritiſch — lies — kritiſches. In der Note — dieſen — lies — dieſem. S. 5. — lächerlichen — lies — lächerlichſtem. S. 7. — ſcoptiſch — lies — ſceptiſch — wird ihm eine Regel — lies — ward u. ſ. w. S. 9. — in welcher — lies — in welchen. S. 11. der nur ein Trauerſpiel — lies — der mir u. ſ. w. S. 13. herviſtiſche — lies — hevriſtiſche. S. 16. Vorurtheile — lies — Vortheile — ſchlißt — lies — ſchließt. — müßen alle Menſchen — lies — müßten. S. 17. Skoptiker — lies — Skeptiker. S. 18. Syſtem hier — lies — Syſtemlein. S. 25. Reading goad — lies — riding coat. S. 30. York — lies — Yorik. S. 43. die Schönheit — lies — da u. ſ. w. — daß ihm — lies — weil ihm. S. 53. zu begehen — lies — zu begehren. S. 78. wir alle — lies — wie alle. S. 80. geleſen werden — lies — geleſen zu werden. S. 85. Corbillon — lies — Crebillon. S. 106. die uns ohngefehr — lies — die nun u. ſ. w. S. 110. Taſſo — lies — Taſſoni. S. 111. gewöhnt werden — lies — gewöhnt worden. S. 115. Fiſchorts — lies — Fiſcharts. S. 121. berühmte Lehrer — lies — Lehren. S. 122. erhalten — lies — erhalte. S. 123. Eſſe — lies — Enſe. S. 128. Smollet — lies — Großley. S. 154. nach Stelpo ein Punctum. S. 156. lies:

Acutum
Reddere quae ferrum valet exſors ipſa ſecandi.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riedel, Friedrich Just.,

Ueber das Publicum Briefe an einige Glieder desselben

Jena 1768

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.l.o.701-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11688418-0
VD18 14622629-001